

EULENFISCH Literatur



Bibel

- 5 Gerhard Begerich
Leviticus – Das 3. Buch Mose oder Die Anweisung zu einem geglückten Leben
Annett Giercke-Ungermann
- 6 Christoph Türcke
Umsonst leiden – Der Schlüssel zu Hiob
Silke Lechtenböhrer
- 8 Jens Ehebrecht-Zumsande / Andreas Leinhäupl (Hg.)
Handbuch Bibel Pastoral
Judith Breunig
- 10 Ludger Schenke
Das Johannesevangelium
Matthias Helmer

Kirche

- 13 Hartmut Leppin
Die frühen Christen – Von den Anfängen bis Konstantin
Joachim Schmiedl
- 15 Volker Leppin
Franziskus von Assisi
Martin Belz
- 16 Rino Fisichella
Der erste moderne Papst – Paul VI. – Wie er wirklich war
Thorsten Paprotny
- 18 Leonardo Sapienza (Hg.)
Papst Paul VI. – Segeln im Gegenwind
Thorsten Paprotny
- 20 Thomas Marschler / Klaus von Stoch (Hg.)
Verlorene Strahlkraft
Welches Glaubenszeugnis heute gefragt ist
Johannes Drescher
- 22 Barbara Stühlmeyer / Karl Braun
Das Turiner Grabtuch
Andreas Matena

Kunst / Literatur

- 25 SAID
Ich, Jesus von Nazareth
Rüdiger Kaldewey
- 26 Ansgar Franz / Hermann Kurzke / Christiane Schäfer (Hg.)
Die Lieder des Gotteslob
Albrecht Voigt
- 28 Wolfgang Vogl
Meisterwerke der christlichen Kunst zu den Schriftlesungen der Sonntage und Hochfeste Lesejahr C
Rüdiger Kaldewey

- 30 Christian Lehnert
Cherubinischer Staub – Gedichte
Rita Anna Tüpper

Philosophie/ Ethik

- 33 Michael Kühnlein (Hg.)
Religionsphilosophie und Religionskritik – Ein Handbuch
Gustav Schmitz
- 36 Larissa Berger / Elke Elisabeth Schmidt (Hg.)
Kleines Kant-Lexikon
Hans-Jürgen Müller
- 38 Asfa-Wossen Asserate
Den Glauben zur Vernunft, die Vernunft zum Glauben bringen
Gerd Neuhaus
- 40 Denis Diderot
Die Unterhaltung eines Philosophen mit der Marschallin de Broglie wider und für die Religion
Thomas Menges
- 42 Stephen Hawking
Kurze Antworten auf große Fragen
Hans-Dieter Mutschler
- 44 Catrin Misselhorn
Grundfragen der Maschinenethik
Hans-Dieter Mutschler
- 46 Lukas Brand
Künstliche Tugend – Roboter als moralische Akteure
Karl Vörckel
- 48 Raimon Panikkar / Hans-Peter Dürr
Liebe – Urquelle des Kosmos
Dirk Preuß
- 50 Doris Nauer
Mensch – Christliches Menschenbild heute? Verständlich erläutert für Neugierige
Sebastian Lindner
- 52 Eberhard Schockenhoff
Kein Ende der Gewalt? Friedensethik für eine globalisierte Welt
Markus Kremer
- 54 Konrad Hilpert / Sigrid Müller (Hg.)
Humanae vitae – die anstößige Enzyklika
Ingo Proft
- 56 Petra Bahr
Wie viel Religion verträgt unsere Gesellschaft?
Gerd Neuhaus
- 58 Martin W. Ramb / Holger Zaborowski (Hg.)
Arbeit 5.0
Gerd Neuhaus

60 Hans-Joachim Höhn
Ich – Essays über Identität und Heimat
Franziskus von Heereman

62 Armin Nassehi / Peter Felixberger (Hg.)
Kursbuch 196: Religion, zum Teufel!
Thomas Menges

66 Martin Blay / Michael Winklmann (Hg.)
Philosophieren über Gott und die Welt mit Calvin und Hobbes
Clemens Hermann Wagner

Religionspädagogik

69 Rudolf Englert
Was wird aus Religion? – Beobachtungen, Analysen und Fallgeschichten zu einer irritierenden Transformation
Günter Nagel

71 Clauß Peter Sajak / Michael Langer (Hg.)
Kirche ohne Jugend
Ursula Schumacher

74 Hans Mendl
Religionsdidaktik kompakt
Frank Wenzel

76 Joachim Kunstmann
Subjektorientierte Religionspädagogik
Alexander Schüller

78 Viera Pirker / Maria Juen
Religion – (k)ein Fach wie jedes andere
Jürgen Kroth

80 Christian Müller / Claudia Schäble / Thomas van Vugt
Kompetenzorientierte Bibeldidaktik
Manfred Januarius Bauer

82 Thomas Menges / Martin W. Ramb (Hg.)
Patrick Roth: Die Christus Trilogie
Ein Werkbuch mit Unterrichtsideen
Jochen Ring

84 Matthias Roser
Religionskritik und die Frage nach Gott
Thomas Menges

Theologie

87 Johannes Herzgessell
Gott über uns – Gott unter uns – Gott in uns
Bernhard Fresacher

88 Reza Aslan
Gott – Eine Geschichte der Menschen
Christian Heidrich

90 Nancy L. Eiesland
Der behinderte Gott
Christoph Beuers

92 Karlheinz Ruhstorfer (Hg.)
Christologie

Rainer Schwindt

94 Michael Seewald
Dogma im Wandel – Wie Glaubenslehren sich entwickeln
Günter Nagel

96 Ingolf U. Dalferth
Wirkendes Wort – Bibel, Schrift und Evangelium im Leben der Kirche und im Denken der Theologie
Jürgen Boomgaarden

98 Jernard McGinn
Die Mystik im Abendland
Gotthard Fuchs

100 Thomas Söding (Hg.)
Führe uns nicht in Versuchung
Das Vaterunser in der Diskussion
Peter Jentzmik

104 Christoph Böttigheimer
Sinn(losigkeit) des Bittgebets
Heribert Körlings

106 Huub Oosterhuis
Alles für Alle
Ein Glaubensbuch für das 21. Jahrhundert
Heribert Löbbert

108 Gianfranco Ravasi
„Adam, wo bist du?“
Fragen zur zeitgenössischen Anthropologie
Thomas Franz

110 Rainer Hagencord
Gott und die Tiere
Andreas Matena

Andere Religionen

113 Ahmad Mansour
Klartext zur Integration
Gegen falsche Toleranz und Panikmache
Joachim Valentin

115 Mouhanad Khorchide
Gottes Offenbarung in Menschenwort
Frank van der Velden

118 Thomas Bauer
Warum es kein islamisches Mittelalter gab
Frank van der Velden

121 Frank Griffel
Den Islam denken – Versuch, eine Religion zu verstehen
Sr. Raphaela Brüggenthies OSB

122 Sibylle Lewitscharoff / Najem Wali
Abraham trifft Ibrahim
Detlef Schneider-Stengel

Bibel

Vom Wohnen Gottes
unter uns

Johannesevangelium

Der Schlüssel zu Hiob

Zugänge
Methoden

Praxisimpulse

Gerhard Begrich

Leviticus

Das 3. Buch Mose oder

Die Anweisung zu einem glücklichen Leben

Neu übersetzt und erläutert

Stuttgart: Radius Verlag, 2018

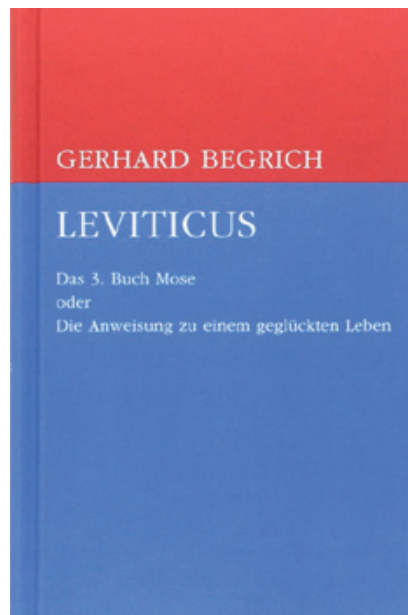
102 Seiten

15,00 €

ISBN 978-3-87173-512-7

Das Buch Leviticus gehört zu den Schriften des Alten Testaments, die uns heute nur schwer zugänglich sind. Zu fremd, zu eigenartig oder zu abscheulich und abschreckend erscheinen uns einige der Gesetze und Vorschriften. Dies ist wohl ein Grund dafür, warum Textabschnitte dieser Schrift in der pastoralen Praxis nur selten in den Blick geraten und thematisiert werden. Die Instrumentalisierung einzelner Bestimmungen des Buches in Vergangenheit und Gegenwart vor allem in fundamentalistischen Kreisen hilft da nicht besonders.

Auf der anderen Seite bildet das Buch Leviticus in der jüdischen Tradition, wo es *wajjiqr* ' („und er rief“) genannt wird, das Herzstück der Tora. Die Konzeption einer gemeinsamen Einhaltung von Geboten dient u.a. der Identitätsbewahrung und -sicherung des Volkes Israels. In Ihnen spiegelt sich die Vielfalt der Glaubenserfahrungen Israels mit seinem Gott. Die Gesetze ermöglichen die Rückbindung an die eigene Geschichte und ihre Vergegenwärtigung. Sie eröffnen zugleich einen Raum für stetige und neue Begegnungen mit dem Gott Israels. Sie sind Richtlinien für ein gelingendes Leben, die dem Volk Israel an die Hand gegeben werden, um die Beziehung zwischen Gott und ihm zu fördern und zu stärken. Und so sieht der protestantische Theologe Gerhard Begrich in ihnen eine „rückwärtsgerichtete Utopie“, einen „Dank an Gott“, aus dem heraus sich die Gesetze und Anweisungen für ein „glückliches Leben“ herleiten lassen.



Begrichs Übersetzung des Buches Leviticus erinnert stark an die Verdeutschung der Schrift von Martin Buber und Franz Rosenzweig. Zwar wird weitestgehend auf sprachschöpferische Leistungen verzichtet, dennoch spürt man den Versuch, die hebräische Sprache nicht nur dem Inhalt, sondern auch der Form nach dem Deutschen nachzubilden. Und so entsteht eine Übersetzung, die zum lauten (Vor-)Lesen regelrecht einlädt. Eine weitere Eigenart der Übersetzung bildet die Kennzeichnung des Eigennamens Gottes. So wird das Tetragramm JHWH durch „ER, hochgelobt sei sie“ wiedergegeben. Warum „sie“ verwendet wird, bleibt jedoch offen: Ist es vielleicht eine Referenz an die feministische Theologie bzw. die Bibel in gerechter Sprache oder eher das Anliegen, ein Gleichgewicht von maskuliner und feminier Geschlechterform Gottes sprachlich zu kennzeichnen, wobei eine preisende Zuwendung der Menschen zu Gott hin eingespielt wird?

Christoph Türcke
Umsonst leiden
Der Schlüssel zu Hiob

Springe: zu Klampen Verlag, 2017

120 Seiten

14,80 €

ISBN 978-3-86674-562-9

Ein weiteres Anliegen des Übersetzers zeigt sich darin, dass er den Text zunächst als ein Ganzes wirken lassen will. Der Textfluss wird weder durch einleitende Ausführungen, Gliederungen oder Erläuterungen unterbrochen. Nur wenige Anmerkungen finden sich am Ende des Buches, deren Auswahlkriterien allerdings nicht immer nachvollziehbar sind. Die Erläuterungen nehmen nur einen kleinen Umfang ein und bieten auf das wesentlichste zusammengedrungene Verständnishilfen.

Begriffs Übersetzung versteht sich nicht als eine wissenschaftlich orientierte Bibelübersetzung, die den Anspruch erhebt, möglichst nah am hebräischen Text zu übersetzen oder Kriterien und Entscheidungen zur Übersetzung zu reflektieren und nachvollziehbar darzubieten. Vielmehr erhebt sie den Anspruch, dass die Leser und Leserinnen dem Text als Ganzes in einer durchaus ansprechenden Sprachform begegnen können. Dabei bricht sie ganz bewusst mit scheinbar vertrauten Leseformen und eröffnet eine (Neu-)Begegnung mit dem biblischen Text.

Annett Giercke-Ungermann

Ein Klassiker biblischer Erzählungen unter philosophischer Perspektive? Der emeritierte Philosophieprofessor Christoph Türcke, der auch evangelische Theologie studierte und sich in mehreren Werken ideologiekritisch mit religiösen Inhalten auseinandergesetzt hat, wagt einen solchen Blick in seinem 120seitigen Büchlein „Umsonst leiden. Der Schlüssel zu Hiob“. Gerade die gewisse Außenperspektive auf einen genuin religiösen Text, der zudem als Weltliteratur vielfältige Umsetzungen erfahren hat, bietet neue Zugänge zum Hiobbuch und zeigt zugleich seine Aktualität auf.

Türckes Überlegungen setzen bei einer prägnanten Analyse der Struktur des Hiobbuches an: Er geht von der üblichen literarkritischen Aufteilung in eine kurze „Rahmenerzählung“ (Ijob 1,1-2,10 und 42,10-17) und eine längere, sprachlich und inhaltlich unterscheidbare Dichtung (Ijob 2,11 - 42,9) aus, wobei spätere Redaktionen und Ergänzungen zu berücksichtigen seien (so z.B. die Elihureden in Ijob 32-37). Türcke legt nun den hermeneutischen Schwerpunkt auf den Rahmen und klassifiziert diesen als Märchen aus der narrativen Hochkultur des nachexilischen Judentums. Anhaltspunkte hierfür sieht er im positiven Ende des Hiobbuches, das einem „Und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.“ ähnele und sich somit vom klassischen Mythos unterscheidet, aber ebenso in Strukturmerkmalen wie symbolischen Zahlen und Wiederholungen. So wird die Dreizahl (in Märchen z.B. drei Aufgaben, drei Wünsche) für ihn entscheidend und lässt ihn eine dritte himmlische Szene, einen gesteigerten Dialog zwischen Gott und Satan vermuten, der zentral wird für die Deutung der Hiobserzählung – Gott soll Hiob Einblick in den Test seiner Gottesfürchtigkeit geben, woraufhin der Satan im Zorn verstoßen wird. Diese Szene aber hätte nicht erhalten bleiben können, da



sein Inhalt zu sehr herausfordere. Die Zensur und Überarbeitung hätte erst ermöglicht, dass das Buch in den jüdischen und christlichen Kanon einging und so bis heute erhalten blieb. Mit verblüffender Stringenz erläutert Türcke von dieser These aus die Zusammenführung und Redaktionen des nun erhaltenen Hiobbuches, stellt provokant Fragen nach Datierung sowie Autoren und Redaktoren und macht die unterschiedlichen inhaltlichen Akzente greifbar.

Inhaltlicher Schlüssel ist für ihn „umsonst“, hebräisch „hinna“, was Türcke als „ohne Äquivalent“ versteht. „Ist Hiob umsonst gottesfürchtig?“ (Ijob 1,9), so fragt der Satan, und wirft die These auf, dass Hiob nur gottesfürchtig sei, da er von Gott reich beschenkt wurde. Dies gilt es in zwei Durchläufen zu testen, was für den Leser sichtbar, für Hiob aber bis zum Ende verborgen bleibt – ein weiteres Erzählmerkmal des Märchens. Die Frage nach Äquivalenz sei auch das Thema der Freunde, die im Kapitel 2 auftauchen und im klassischen Tun-Ergehen-Zusammenhang denken: Wenn Hiob leidet, muss er gesündigt haben, und es wird zu keiner Verständigung

kommen. Das Hiobbuch nehme vielfältig die Äquivalenzlogik auf – mit den Opfern, die Hiob vollzieht, in der Denkstruktur der Freunde und der Vorstellung kosmologischer Äquivalenz, indem Gott als Garant dafür verstanden wird, dass es auf der Welt mit rechten Dingen zugeht (Gott als personifizierte Äquivalenz). Vor diesem Hintergrund erhebt sich die Theodizeefrage, also die Frage nach der Rechtfertigung eines gütigen Gottes angesichts des Leids. Hiob fordert sein Recht, da er sich keiner Schuld bewusst ist. Letztendlich müsse aber am Ende des Hiobbuches ein „Umsonst“ anerkannt werden, so Türcke, da trotz anscheinend guten Endes keine Äquivalenz bestünde. So könne die Hiobzählung als „Anfrage an das Selbstverständnis des Judentums“ gesehen werden, als Kompromittierung Gottes, als ein „Nein“, das sich als „Basso continuo“ durch das Buch ziehe, was wiederum die dem entgegenwirkenden redaktionellen Einschübe im Dichtungsteil erkläre, sodass das Hiobbuch „härteste Arbeit am Monotheismus“ sei.

Und der heutige Mensch? Nach Türcke finde sich der Mensch auch heute in Äquivalenzlogiken vor, allerdings unter anderem Vorzeichen. Im letzten Kapitel verweist er zunächst auf die Erfahrung unverdienten und unleistbaren Glücks als ein Geschenk – ein Umsonst im positiven Sinn –, das aber zugleich begrenzt sei. Strukturell herrsche die Logik des Äquivalenzdenkens im gelebten Weltmarkt: Geld sei die moderne Form des sakralen Opfers, bei dem Äquivalenz tagtäglich aufgerechnet werde. Gegen eine solche Welt habe – im übertragenen Sinn – Hiob aufbegehrt, zu Recht.

Christoph Türcke bietet im essayistischen Stil eine spannende und kreative Lesart Hiobs, unbenommen möglicher fachlicher Kontroversen. Durch die Einbettung in größere Kontexte und die Skizzierung mehrerer Seitenthemen macht Türcke neugierig, das Hiob Buch (neu) zu studieren und vor allem weiterzudenken.

Silke Lechtenböhrer

Jens Ehebrecht-Zumsande / Andreas Leinhäupl (Hg.)

Handbuch Bibel Pastoral

Zugänge – Methoden – Praxisimpulse

Ostfildern: Schwabenverlag, 2018

288 Seiten m. s-w Abb.

26,00 €

ISBN: 978-3-7966-1763-8

Das Handbuch, für das die Herausgeber Beiträge von rund 40 Autorinnen und Autoren gesammelt haben, bietet eine Vielfalt von Perspektiven auf die Bibel und Impulse für die Arbeit mit der Bibel. Diese Vielfalt der Beiträge, die mit jeweils rund fünf bis zehn Seiten kurz und prägnant und doch dicht und informativ sind, ist in fünf Kategorien unterteilt: Bibel und Pastoral – Grundlagen und Vergewisserungen, Zugänge zu biblischen Texten, Die Bibel als Fundament für alle Lebensphasen, Die Bibel an Orten des Lebens, Mit biblischen Texten praktisch arbeiten.

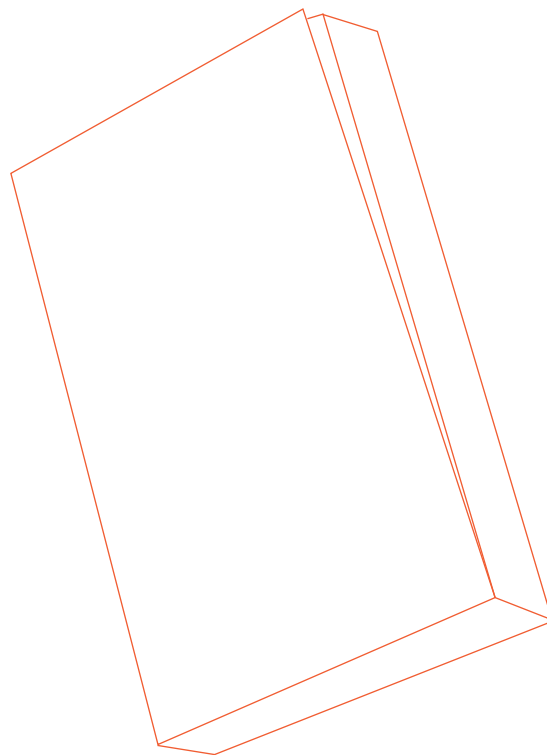
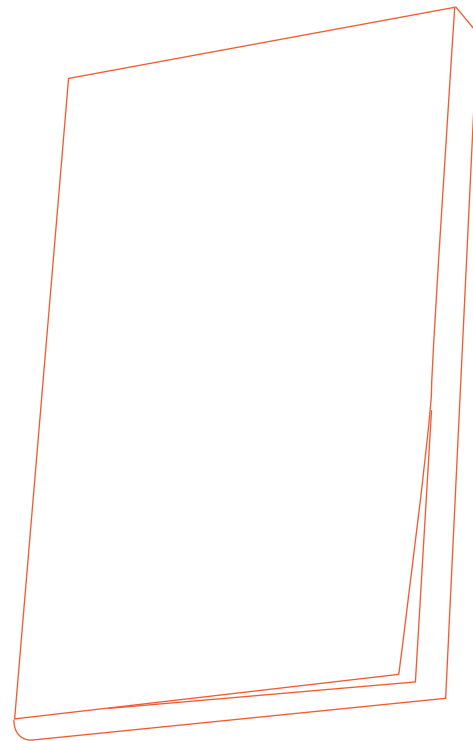
In Teil 1 wird in jedem Artikel die Bibel mit einem anderen Thema in Bezug gesetzt (Liturgie, Caritas, Ökumene, Koran, soziale Arbeit, ...) und dadurch der Blick auf die Bibel geweitet. Der 2. Teil enthält vor allem praktische bzw. konkrete Handreichungen für exegetische und literaturtheoretische Annäherungen an die Bibel. Im 3. Teil stellen die Verfasser ihr Arbeiten mit der Bibel in ihren jeweiligen Arbeitsfeldern vor (neben Kinder- und Jugendarbeit auch Ehepastoral, Seniorenpastoral und einiges mehr). Der 4. Teil stellt die Bibel in verschiedene Kontexte, neben Schule, Kirchenraum und Heiligem Land auch Inklusion bzw. Leichte Sprache. Der letzte Teil gibt einen differenzierten Einblick in Methoden der Bibelarbeit und ermöglicht durch die getrennten Beiträge zu Bibliolog, Bibliodrama und Bibeltheater auch eine gute Unterscheidung. Daneben kommen u.a. auch Kunst, Musik und Film in den Blick.



Die Aufteilung der Artikel in die fünf Kategorien wirkt teilweise etwas gewollt bzw. künstlich, denn der Exegese-Baukasten von Leinhäupl (Teil 2) ist durchaus ein Paradebeispiel für praktisches Arbeiten mit biblischen Texten (Teil 5). Trotzdem hilft die Einteilung, in der Fülle der 47 Artikel eine erste Übersicht zu bekommen. Hilfreich ist auch, dass einige der Artikel weiterführende Literatur nennen. Insgesamt fasst das Buch neben Erfahrungsberichten aus Bistumsprozessen und pastoralen Arbeitsfeldern sowie konkreten Methodenvorstellungen ein sehr weites Spektrum von Zugängen, Methoden und Praxisimpulsen zusammen, ohne damit einen Gesamtentwurf für Bibelpastoral zu liefern – was bei der Fülle der Arbeitsfelder auch eher irritiert hätte. Die beiden Herausgeber formulieren daher auch als ihr Ziel, mit dem vorliegenden Werk eine „Grundlage und Hilfsmittel für die Entwicklung, Förderung und Begleitung einer biblischen Ausrichtung der gesamten Pastoral“ (9) vorzulegen.

Das vorliegende Handbuch macht auf jeden Fall Lust, an diesem Ziel mitzuwirken. Die Lektüre wird bibelinteressierten Lesern Freude machen, liest es sich doch im übertragenen Sinne wie eine Pralinschachtel. Für noch nicht bibelinteressierte Leser ist dieses Handbuch ein erster Schritt in die richtige Richtung, denn es macht Lust auf mehr. Für Menschen, die konkrete Ideen für die Arbeit mit Bibel in Schule oder Pfarrei suchen, ist dieses Buch ebenfalls empfehlenswert, denn es gibt neben konkreten Beispielen vor allem eine Übersicht über die verschiedenen Möglichkeiten, die die Arbeit mit der Bibel bietet.

Judith Breunig



Ludger Schenke

Das Johannesevangelium

Vom Wohnen Gottes unter uns

Freiburg: Herder Verlag. 2018

234 Seiten

25,00 €

ISBN 978-3-451-38170-6

Ludger Schenke, pensionierter Professor für Neues Testament der Universität Mainz, hat in dem zu besprechenden Buch viele Überlegungen seiner jahrzehntelangen Auseinandersetzung mit dem Johannesevangelium zusammengetragen. Er selbst verweist im Nachwort darauf, dass die meisten dargelegten Erwägungen „schon einmal vorgetragen und in manchen Monographien und Aufsätzen auch veröffentlicht“ (231) wurden. Nicht zuletzt Schenkes Kommentar zum Johannesevangelium scheint hier Pate gestanden zu haben, weisen beide Publikationen doch einen ähnlichen Aufbau auf. Allerdings ist der Kommentar, der auch online abrufbar ist (https://publications.ub.uni-mainz.de/opus/frontdoor.php?source_opus=3634), um ca. 140 Seiten umfangreicher und lädt damit zum Weiterlesen und vertiefteren Lesen ein.

Das vorliegende Buch möchte durch seinen nicht streng wissenschaftlichen Stil (keine Fußnoten, Literaturverzeichnis in Auswahl) den Lesenden den Zugang zum Johannesevangelium erleichtern. Dazu hat der Verfasser das Evangelium in 11 Texteinheiten eingeteilt, die er „Bilder“ nennt; daneben stehen Prolog, Nachspiel, Epiloge und Buchschluss. Ein Einführungskapitel leitet in die grundlegenden Fragen zum Johannesevangelium ein. Einführung und Texteinheiten sind in insgesamt 60 Kurzkapitel eingeteilt, die auch je für sich gut lesbar sind. Da dadurch aber für die inhaltliche Konsistenz der einzelnen Kapitel manche Themen öfter angeschnitten werden müssen, führt das beim Lesen des gesamten Buches an manchen Stellen zu Redundanzen. Über sie kann man aufgrund der erfreulichen Lesefreundlichkeit des Buches hinwegsehen. Schon das Inhaltsverzeichnis ermöglicht eine gezielte Suche von Textabschnitten, von bestimmten Stichworten johanneischer Theologie (z.B. „Die Zeichen Jesu“; Nr.



17) oder von wichtigen Personen des Evangeliums (z.B. „Der ‚geliebte Jünger‘“; Nr. 41). Querverweise erleichtern die Arbeit und vernetzen inhaltlich verwandte Themen miteinander.

Der Kommentierung geht jeweils eine relativ wörtliche Übersetzung des griechischen Textes voraus. Für seine Auseinandersetzung mit dem Evangelium wählt der Autor dann aber keine Vers-für-Vers-Auslegung, sondern verwendet die Kurzkapitel dazu, Bemerkungen zu Form, Aufbau, Entstehung des Textes und seiner literarischen Wirkung als Komposition zu machen, aber auch evangelienübergreifende Themen, die im besprochenen Abschnitt vorkommen, zu vertiefen. Besonders zu erwähnen sind die immer wieder auftauchenden Reflexionen zur Textpragmatik, in denen der Autor Verständnis für die Situation der johanneischen Gemeinde wecken will (z.B. Nr. 8 und Nr. 46) und sich darüber hinaus Gedanken macht, wie der Text über die Erstadressaten in der johanneischen Gemeinde hinaus wirkt. Dabei geht Schenke von der Endgestalt des Johannestextes aus, auch wenn er mit literarischen Vorstufen rechnet (vgl. 31: „Welche Notwendigkeit besteht nun, diese Vorstufen genau zu kennen, um das Buch verstehen zu können?“).

In den Kapiteln gibt der Bibelwissenschaftler die nötigen Basics für das Verständnis des Evangeliums wieder, ohne die Lesenden mit der manchmal komplizierten Theologie des Johannes zu überfordern. Vielmehr gelingt es ihm, die johanneische Theologie verständlich zu beschreiben. Dabei steht er ganz auf der Seite des Evangelienautors, dessen Kunstfertigkeit in Textkomposition und theologischem Denken er zeigen möchte. Darüber hinaus versteht Schenke das Johannesevangelium als Drama, da dessen Spezifikum der Dialog bzw. die großen dramatischen Szenen seien. Die narrativen Passagen, die die Handlungen in der erzählten Welt überliefern, stünden im Dienst der Dialoge und würden letztlich zum gesprochenen Wort hinführen und sich diesem unterordnen. Die johanneischen Figuren sprächen eine literarische Sprache und würden sich somit als vom Autor geschaffene literarische Figuren zeigen. Unter Verweis auf Aristoteles' Poetik bezeichnet Schenke das Johannesevangelium deshalb als Lese- oder Rezitationsdrama, da es „über alle zum Drama gehörenden Merkmale“ (226) verfüge. Daran anschließend greift er eine Idee auf, die er schon in verschiedenen Publikationen (z.B. *Bibel und Kirche* 62 [2007], 175-179) stark gemacht hat. Er plädiert für das laute Vorlesen des Textes z.B. in einer Vigilfeier. Denn es geht Schenke um die Wertschätzung des Gesamttextes des Evangeliums, der in der Passivität des Hörens eine ganz andere Wirkung entfalte als im stillen Lesen.

Ludger Schenke ist insgesamt eine gut lesbare, verständliche und arbeitsfreundliche Einführung in das Johannesevangelium und seine Theologie gelungen.

Matthias Helmer

Turiner Grabtuch

Frühe Christen
Franziskus von Assisi

Der erste moderne
Segeln im **Papst**
Gegenwind

Theologie **kontrovers**

Kirche

Hartmut Leppin
Die frühen Christen
Von den Anfängen bis Konstantin

München: C.H. Beck Verlag. 2018

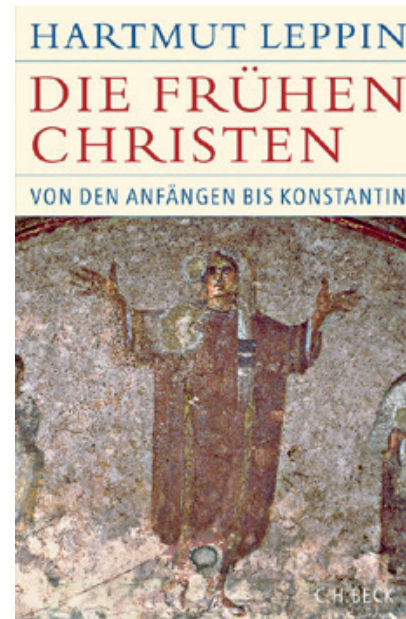
512 Seiten m. s-w Abb.

29,95 €

ISBN 978-3-406-72510-4

Hartmut Leppin, Althistoriker an der Universität Frankfurt, Träger des Leibnitz-Preises und Bruder des bekannten Reformationshistorikers Volker Leppin, legt eine umfangreiche sozialgeschichtliche Studie über die Christen von der Jüngergemeinde bis zur Anerkennung als erlaubte Religion unter Kaiser Konstantin vor. Der Althistoriker geht dabei nicht chronologisch vor, sondern beschreibt in vier Hauptkapiteln wesentliche Grundzüge des Christentums der ersten Jahrhunderte und seine Verortung im Römischen Reich. Die Theologiegeschichte kommt nur am Rand zur Sprache. Vielmehr geht es Leppin um die Innengeschichte des Christentums in Auseinandersetzung mit seiner Zeit. Viele, auch längere Zitate, aus dem frühchristlichen Schrifttum lassen die Jahrhunderte lebendig werden, in denen die Christen sich in der Welt einrichteten, obwohl sie von Jesus her eigentlich der Vorläufigkeit des Irdischen verpflichtet waren.

Das erste Kapitel (33-133) beschreibt die Emanzipation der Christen von den Juden und Heiden. Gemeinsames und Trennendes weist Leppin nach. Die Absetzung vom Judentum vollzog sich durch die Taufe und die allmähliche Aneignung eigener Traditionen von Festen und Speisevorschriften. Mit der griechisch-römisch geprägten Umgebung verband die Christen der Glaube an Wunder und Dämonen. Die Inschriften auf den Sarkophagen auf den meist gemeinsamen Friedhöfen zeigen ab dem 3. Jahrhundert deutlicher christliche Züge. Erste eigens für den christlichen Gottesdienst hergerichtete Gebäude treten noch hinter den Versammlungsorten in Privathäusern zurück.



Im zweiten Kapitel (135-253) werden die Organisation des Christentums und ihre Autoritäten in den Blick genommen. Die ersten Gemeinden waren geprägt von charismatischen Personen. Die Organisation stand nicht im Vordergrund. Die Kirchenväter berichten von Propheten und Prophetinnen. Das Christentum präsentierte sich als die wahre Philosophie. Erst ab dem 2. Jahrhundert kommen die Ämter des Bischofs und Diakons auf, mit all den Gefahren, die mit der Verwaltung von Geld und mit Macht verbunden sind. Ihre Verehrung setzt jedoch dann ein, wenn sie eines gewaltsamen Todes sterben. Obwohl bis Konstantin immer wieder Verfolgungen drohen, bilden sich gerade in den Großstädten wichtige Zentren heraus.

„Selbstsorge und Nächstenliebe“ (255-344) ist das übergeordnete Thema des dritten Kapitels. Leppin beschreibt die Bedeutung der Geschwisterlichkeit unter den Getauften. Ausführlich differenziert er die Ambivalenz der Ehe und die Haltung der Christen zur Sexualität. Einen besonderen Stellenwert nahm der Schutz der Kinder ein – eine wichtige Differenz zu einer ökonomischen Sichtweise und päderastischen Gebräuchen. Sklaverei wurde nicht abgelehnt, sondern von Christen genau so praktiziert wie von den Heiden der Umwelt. Was die Christen auszeichnete, war die Fürsorge für die Armen und Marginalisierten sowie die Gestaltung des Alltags mit der Möglichkeit der Umkehr in Form der Buße.

Als „Bürger zweier Reiche“ (345-414) sieht der Verfasser die Christen in seinem vierten Hauptkapitel. Die Christen lebten in beständiger Angst vor Bedrängnis. Das betraf nicht nur die ausdrücklichen Verfolgungen, sondern mehr noch die im Alltag geforderte Loyalität den römischen Göttern und dem Kaiserkult gegenüber. Bestimmte Berufe, wie Soldaten, waren dabei besonders gefordert. Nicht alle, die vor Gericht gezogen wurden, brachten die Kraft zum Martyrium auf. Überliefert sind auch viele Ausflüchte und die Suche nach Auswegen in Zeiten der Verfolgung. Am Beginn des 4. Jahrhunderts, zur Zeit der letzten großen Verfolgung unter Kaiser Diokletian, hatten die Christen den Sprung in die sozialen Eliten geschafft. Dennoch, so Leppin, war das Bekenntnis Konstantins zum Christentum keineswegs zwangsläufig.

Leppin hat ein spannend zu lesendes Werk über die frühen Christen geschrieben. Minutiös analysiert er die Quellen, die er bewusst gegen den Strich liest. Viele Bilder werden dadurch dekonstruiert, aber es entsteht ein neues, facettenreiches Bild einer Religion im Entstehen und in der ständigen Auseinandersetzung mit der Umwelt der Kulturen des Mittelmeerraums. Vielleicht nicht unbedingt als erste Information über die ersten Jahrhunderte der Christenheit, auf jeden Fall aber als Vertiefung unter sozialhistorischer Perspektive ist die Lektüre der Studie Leppins zu empfehlen.

Joachim Schmiedl

Volker Leppin
Franziskus von Assisi

Darmstadt: Theiss Verlag, 2018

368 Seiten m. s-w Abb.

29,95 €

ISBN 978-3-8062-3817-4

Nach seiner weithin beachteten Monographie zu Martin Luther (12006, 32017) widmet sich Volker Leppin mit Franziskus von Assisi nun einer zweiten großen Gestalt der Kirchengeschichte. Konsequenter verfolgt der Tübinger evangelische Kirchenhistoriker dabei den Blick auf die Person Franziskus, deren Lebensweg und ihre Ideale. Nur knapp wird der weitere Weg der franziskanischen Gemeinschaft nach dem Tod des Gründers tangiert. Leppin macht es sich zur Aufgabe, Franziskus in seinen vielen Facetten darzustellen, auch wenn aufgrund der schwierigen Quellenlage manche Leerstelle in dessen Biographie offenbleiben muss.

Den Lebensweg des berühmtesten Sohnes Assisis beschreibt Leppin in fünf klar gegliederten Kapiteln mit den Etappen Bruch, Aufbruch, Sendung, Ordnung und Rückzug. Am Beginn stehen die Brüche mit der Herkunftsfamilie und dem Vater, die der Autor auf eine Adoleszenzkrise und heftige „Diskrepanzerfahrungen“ des jungen Poverello zurückführt. Die individuellen Auslöser dafür, etwa Franziskus' Kriegsgefangenschaft in Perugia, den Kontakt mit Leprosen sowie die Erfahrungen von Armut und Reichtum in Assisi, stellt Leppin in den Kontext der Lebenserfahrung einer ganzen Generation, deren Lebenswelt im aufstrebenden Stadtbürgertum sich am Übergang vom 12. zum 13. Jahrhundert im Umbruch befand. Die anschließende längere Suchbewegung habe bei Franziskus schließlich zu einem religiösen Aufbruch geführt, der in der dezidierten Christuskonsequenz, in Verkündigung, Askese und Buße, seinen prägenden Ausdruck gefunden habe.

Bei Sendung und Selbstverständnis des Poverello stellt der Autor sowohl weithin bekannte Themen wie dessen universale Friedensbotschaft, die Bußpredigt sowie seinen wertschätzenden Umgang mit der Schöpfung (Vogelpredigt, Sonnengesang)



heraus als auch die für heutiges Empfinden harten Ansichten über Gericht und Verdammung sowie den stark dualistisch geprägten Glauben an Gott und Teufel. Die teils wenig respektvolle Haltung des Franziskus gegenüber Frauen, in denen er immer eine Gefahrenquelle zur Sünde gesehen habe, sowie die tendenzielle Leibverachtung und die Tabuisierung der Sexualität verschweigt Leppin nicht. Demgegenüber benennt er Performativität, Spontaneität und Charisma als persönliche Stärken des Heiligen.

Überzeugend und klar arbeitet der renommierte Mittelalterhistoriker das Verhältnis des Poverello zur Amtskirche heraus: Im Gegensatz zu Waldensern und Katharern, die von der Kirche abgelehnt wurden, habe sich Franziskus immer kirchenkonform verhalten und den Kontakt mit dem Papsttum gesucht. Die für beide Seiten bereichernde Komplementarität habe so der werdenden franziskanischen Gemeinschaft den kirchlich nötigen Schutzraum geboten und der Kirche eine authentische Armutsbewegung eingefügt. Als diese schließlich zu groß für eine rein charismatische Leitung wurde und das Recht die Spontaneität (notwendig) zu ersetzen begann, erfolgte der Rückzug des Gründers aus der Ordensleitung.

Rino Fisichella

**Der erste moderne Papst
Paul VI. – Wie er wirklich war**

Freiburg: Herder Verlag, 2018

157 Seiten

16,00 €

ISBN 978-3-451-34773-3

Wie bei seiner Lutherdarstellung tritt Leppin mit den Methoden der historischen und philologischen Quellenkritik an seine Aufgabe heran – und seine Überlegungen, was von den Berichten über Franziskus legendenhafte Fiktion und was historische Tatsache ist, können durchweg überzeugen. Dies gilt etwa für die ursprüngliche Namensgebung, die womöglich doch Franziskus (statt Johannes) laute, für sein Verhältnis zu Klara, das zwar wie eine Liebesgeschichte erzählt werde, aber wohl doch auf geistiger Ebene geblieben sei, und für die Orientreise im Jahr 1219, deren angeblichen Predigterfolg Leppin plausibel dekonstruiert.

Quellenkritisch betrachtet der Tübinger Kirchenhistoriker die zahlreichen Wundererzählungen, die er einerseits von legendarischen Ausschmückungen befreit, und die er andererseits in den gesellschaftlichen Kontext des 13. Jahrhunderts einordnet, in dem Wunder zur religiösen Erfahrungswirklichkeit gehörten. Die Legende vom sprechenden Kruzifix von San Damiano führt der Autor so auf eine prägende Christuserfahrung des Franziskus zurück und die Stigmata, die kurz vor seinem Lebensende erschienen, deutet Leppin nicht als physisches Phänomen, sondern als „visionäre Transformation“ (291), mit der sich die Christusbefolgung zur Christusähnlichkeit des Heiligen gewandelt habe.

Die vorliegende Monographie überzeugt durch ihre verständliche Sprache und klare Gedankenführung, bei der zum Verständnis notwendige zeithistorische Hintergründe sinnvoll eingebunden werden. Mehrere Abbildungen, ein Anmerkungsapparat, eine knappe Zeittafel, ein Literaturverzeichnis und ein Personenregister runden das Buch ab, das im Übrigen hervorragend lektoriert ist und sowohl interessierten Laien als auch fachkundigen Lesern sehr empfohlen werden kann.

Martin Belz

Die Moderne ist reich an heiligen Päpsten. Allein im Pontifikat von Papst Franziskus sind drei Päpste der neuesten Kirchengeschichte zur Ehre der Altäre, zu Heiligen der Weltkirche erhoben worden, nämlich Johannes Paul II. sowie die Konzilspäpste Johannes XXIII. und Paul VI., dem dieses lesenswerte Buch gewidmet ist. Kardinal Rino Fisichella, der Präfekt des Rates für die Neuevangelisierung, stellt Giovanni Battista Montinis Persönlichkeit, seinen Lebens- und Glaubensweg in diesem Band knapp, kenntnisreich und sensibel vor.

Erzählt wird die Vorgeschichte des Pontifikats. Der Kirchendiplomat Montini fürchtete, nicht den Anforderungen des Bischofsamtes zu genügen, als er 1954 zum Erzbischof von Mailand berufen wurde. Er sammelte indessen wertvolle pastorale Erfahrungen. Am Kontakt zu den „Fernstehenden“ war ihm gelegen, die besonders der „Verkündigung des Evangeliums“ und der „Nähe der Kirche“ bedurften. Mailand, so Fisichella, erwies sich als eine hervorragende Vorbereitung auf das „Abenteuer des Petrusdienstes“. Nach dem Tod Johannes' XXIII. wurde Kardinal Montini zum Nachfolger gewählt.



Wer war Paul VI. „wirklich“? Das „feine Taktgefühl“ des Papstes wird hervorgehoben. Er sei „zu allen freundlich und großmütig gewesen“. Erinnert wird daran, dass er innerkirchlichen Anfeindungen ausgesetzt war. Paul VI. agierte behutsam, korrigierte, aber verurteilte und bestrafte nicht. Die „öffentliche Verhöhnung der Kirche“ galt insbesondere der „Person ihres ersten Hirten“. Die Enzyklika „*Humanae vitae*“ erregte massiven Widerspruch, in den letzten Jahren des Pontifikates folgte kein weiteres Lehrschreiben. Fisichella erwähnt eine von Montini selbst verfasste „priesterliche Lebensregel“. Demut, Stille und Sorgfalt gelte es zu lieben, methodisch wie strukturiert zu arbeiten und sich nicht mit „nutzloser Lektüre“ aufzuhalten, ebenso wenig dem Pessimismus zu verfallen: „Ich werde meine leidenschaftliche Treue zur Kirche als Lehrmeisterin der Wahrheit pflegen.“ So verstand er auch die Weltoffenheit der Kirche: „Über die Welt: Man glaube nicht, ihr zu nützen, wenn man ihr Denken, ihre Verhaltensweisen und ihren Geschmack übernimmt, sondern indem man sie studiert, sie liebt und ihr dient.“

Mit großem Realismus verfolgte Paul VI. die Entwicklungen seiner Zeit in Politik und Gesellschaft. Seine gesundheitlichen Einschränkungen nahmen zu. Beim Requiem für den ermordeten Freund Aldo Moro 1978 wollte er in San Giovanni im Lateran von der Sakristei zu Fuß bis zur Kathedra zu Fuß gehen, trotz „starker Knochenschmerzen“, aber es war ihm nicht möglich: „Er hatte es noch nie geliebt, den Tragsessel zu gebrauchen – und ich weiß, dass er sich dann immer die Ketten umlegte, die er am Körper trug. Damit wollte er daran erinnern, dass Christus sein Kreuz zur Erlösung der Welt getragen hat. Welch großen physischen und moralischen Schmerz es ihm bereitete, auf dem Tragsessel sitzen zu müssen, verbarg er hinter einem Lächeln. Niemand wusste es.“ Schwermütig und betrübt wirkte der scharfsinnige Intellektuelle auf dem Stuhl Petri zunehmend. Aber die Traurigkeit über die „Sünden der Menschen“ stehe, so Fisichella, „nicht im Gegensatz zur Heiligkeit“ und sei somit „kein Mangel an Hoffnung“.

Bekümmert war der Papst über den Eigensinn bei der Umsetzung der Liturgiereform. Er habe „umsichtig“ regiert, eine große „pastorale Sensibilität“ gezeigt in einer Zeit der „Schnelldigkeit und Veränderung“. Seine besondere Aufmerksamkeit galt dem Geschenk des Lebens. Fisichella schreibt: „Das Leben ist stets ein Wunder, über das wir nur staunen können. Und das gilt vor allem dann, wenn sich die Wissenschaft mit ihren Gewissheiten brüstet, ohne jedoch sichere Antworten geben zu können. Wir dürfen uns von nichts und niemandem das Staunen nehmen lassen, das unser Dasein mit sich bringt. Das Leben wurde uns geschenkt. Es gehört uns nicht, als wäre es etwas, das wir selbst geschaffen haben und über das wir nach freiem Ermessen verfügen können. Niemand ist aus eigenem Willen auf diese Welt gekommen. Wir alle hängen von Gott ab, der uns mit einem Akt der Liebe gewollt hat.“ Paul VI., so dürfen wir annehmen, hätte diesen Gedanken leise und bedächtig zugestimmt.

Thorsten Paprotny

Leonardo Sapienza (Hg.)

Papst Paul VI.

Segeln im Gegenwind

Dokumente eines bewegten Pontifikats

Aus dem Italienischen von Gabriele Stein

Ostfildern: Patmos Verlag, 2018

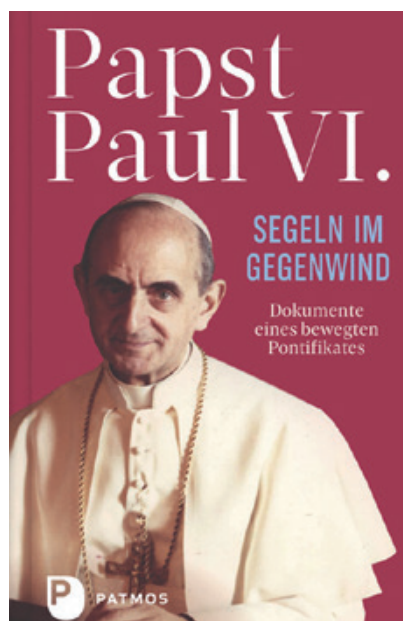
288 Seiten m. Abb.

24,00 €

ISBN 978-3-8436-1114-5

Im Umfeld der Heiligsprechung von Paul VI. am 14. Oktober 2018 erschien dieses Buch mit Dokumenten aus dem Pontifikat. Sorgfältig kommentiert und erläutert der Herausgeber Leonardo Sapienza, zumeist mit wenigen Worten, einige Aspekte der veröffentlichten Auszüge aus den Schreiben, Predigten und Briefen des Montini-Papstes. Für die Einbettung in den jeweiligen kirchengeschichtlichen Kontext erweist sich diese Vorgehensweise als sehr hilfreich. Die Verehrung, die der Herausgeber dem Papst gegenüber empfindet, ist besonders am Anfang spürbar.

Der Band bietet eine reichhaltige Auswahl von Faksimiles handschriftlicher Aufzeichnungen, ebenso päpstlicher Schreiben, und, kirchengeschichtlich besonders interessant, ein Protokoll des Gespräches von Paul VI. mit Erzbischof Marcel Lefebvre vom 11. September 1976. Deutlich wird, wie intensiv Paul VI. sich bemühte, das Schisma zu verhindern. Erzbischof Lefebvre sagte in dem Gespräch etwa, als könne er dem Papst etwas Neues mitteilen: „Wissen Sie, dass in Frankreich beim eucharistischen Hochgebet mindestens 14 verschiedene Kanons verwendet werden?“ Liturgischer Eigensinn, von dem Paul VI. ausgerechnet durch Lefebvre erstmals erfahren muss? Der Papst erwidert: „Nicht vierzehn, sondern an die hundert ...“ Zugleich bestreitet er bestehende Missstände nicht, betont aber energisch, dass das Konzil so vieles Gute mit sich gebracht habe. Es gebe „Anzeichen für einen kraftvollen geistlichen Wiederaufschwung unter den Jugendlichen, für ein gewachsenes Verantwortungsgefühl bei den Gläubigen, den Priestern, den Bischöfen“. Trotz inständiger Bitten um die Wahrung der Einheit der Kirche scheidet der redliche Versuch einer Versöhnung.



Auch in dieser Stunde mag Paul VI. besonders gespürt haben, was er während Konzils in einer Ansprache an den römischen Klerus ausgeführt hat: „Ich bin Stellvertreter Christi. Meinen Sie, diese Worte ließen mich unbeeindruckt oder es erfüllte mich nicht mit Beklommenheit, sie auch nur auszusprechen?“ Der Papst bittet inständig: „Helfen Sie mir! Helfen Sie mir, meine Aufgabe zu erfüllen.“

So spricht Paul VI. am 15. Jahrestag der Papstkrönung von der Last und Bürde der „hohen Verantwortung“, die er trage, die angefochtene Enzyklika „Humanae vitae“ auch zehn Jahre nach der Publikation noch immer verteidigend. Gleichsam summarisch erklärt er seine Amtsführung: „Nur in der Treue zur Lehre Christi und der Kirche, wie sie uns durch die Väter überliefert ist, können wir jene Überzeugungskraft und Klarheit des Geistes und der Seele haben, die der reife und bewusste Besitz der göttlichen Wahrheit verschafft.“

Oft, so zeigt dieser Band, lädt Paul VI. zur Freude am Glauben ein. 1964, noch während des Konzils also, fragt er während einer Generalaudienz: „Bin ich froh und stolz, ein Christ zu sein?“ Jeder Christ, noch heute, kann sich diese Frage stellen, ganz ernsthaft. Oft ermutigt Paul VI. – wie Papst Franziskus heute – zu einer Glaubensfreude, die wahrhaft den Einzelnen bewegt, belebt und befreit. Das „christliche Leben“ sei nicht „statisch“, sondern „dynamisch“. Er weiß aber auch: „Das Schiffein Petri fährt in stürmischer See.“ Aber Paul VI. warnt davor, zu sehr auf „Umfragen“ zu vertrauen oder dem „Druck der öffentlichen Meinung“ gehorchen zu wollen. Mit „grenzenloser geistlicher Sympathie“ denkt er an die Jugendlichen und bekräftigt: „Großes Vertrauen setzen wir ferner in die verständnisvollen und schweigsamen Seelen, die mit ihren Bischöfen und mit uns beten und hoffen und leiden und die in sich selbst die neue Kirche, die lebendige Kirche, die heilige Kirche wiedergebären.“ Die Kirche brauche – so sagt er 1969 – „starke Seelen“, fünf Jahre später: „Was braucht die Kirche heute? Die Kirche braucht Liebe!“ Wer wollte dem heiligen Paul VI. widersprechen?

Thorsten Paprotny

Thomas Marschler / Klaus von Stoch (Hg.)

Verlorene Strahlkraft

**Welches Glaubenszeugnis heute gefragt ist
Theologie kontrovers**

Freiburg: Herder Verlag. 2018

156 Seiten

16,00 €

ISBN 978-3-451-38046-4

„Fröhlich sein, Gutes tun und die Spatzen pfeifen lassen“. Mit diesen Worten von Don Bosco schließt Martin Dürnberger seine Überlegungen zum „Leidenschaftlichen Zeugnis“ ab. Diese „unaufgeregte Haltung“, für die er wirbt, findet sich in den zehn Aufsätzen zum Glaubenszeugnis in unserer Zeit in unterschiedlichem Maße.

Angekündigt werden kontroverse Standpunkte, die sich um die Frage bewegen, ob die Zukunft des christlichen Glaubens eher in der Rückbesinnung auf die eigene christliche Identität besteht oder in einer Praxis, die entschiedener gesellschaftliche Pluralität und Individualität ernst nimmt. Neben zwei Beiträgen, die sich grundsätzlich mit der Thematik „Glauben“ und „Zeugnis geben“ befassen, thematisieren die übrigen jeweils das Verhältnis zum Islam bzw. zu nichtreligiösen Menschen. Die Schwerpunkte liegen teils auf grundsätzlichen Überlegungen, teils auf möglichen praktischen Erwägungen und Erfahrungen.

Bestimmt man den Begriff „Glauben“ mit Saskia Wendel als Haltung eines auf Vertrauen gründenden Überzeugtseins (13), so zeigt sich darin, dass Glauben auf die gesamte Existenz bezogen ist. Von daher wird Wendels Schwerpunktsetzung auf die „Praxis“ je nach Praxisbegriff trivial oder fragwürdig, insbesondere dann, wenn das „rechtfertigende Verfahren“ fokussiert ist auf die „normative Richtigkeit“ (17). (Ein Problem ist, dass der Begriff der Praxis in diesem Zusammenhang nicht hinreichend geklärt wird.) Dass die Aussicht auf „ein Leben in Fülle“ unsere Wirklichkeit bestimmt, ist keine normativ begründbare Hoffnung.



Überzeugender erscheint mir der Beitrag von Thomas Marschler, der das spannungsvolle Verhältnis von Inhalt und Vollzug des Glaubens nicht einzuziehen oder einseitig aufzulösen sucht. In Anlehnung an Edmund Arens zeigt er, dass das Glaubenszeugnis auf unterschiedliche Weise vollzogen werden kann, und er verweist auf die Vorläufigkeit des Bekenntnisses. Die Bedeutung der Kirche als Bekenntnisgemeinschaft und das reale Erleben dieser Gemeinschaft als solche in der Liturgie sieht er als Quelle, die das Bekenntnis in Form von *martyria* und *diakonia* ermöglicht.

Die Beiträge, die sich mit dem Glaubenszeugnis gegenüber dem Islam befassen, scheinen mir unter dem Aspekt interessant, inwiefern man den Blick eher auf das Verbindende oder das Trennende richtet, inwiefern man die Gegensätzlichkeit erträgt und welche Absichten dann daraus folgen. Felix Körner zeigt unter der Fragestellung „Glauben Christen und Muslime an denselben Gott?“, dass derartige Fragen so unterschiedlich verstanden werden können, dass sie von derselben Person, je nach deren Verständnis der Fragen, konträr beantwortet werden können. Josef Niewiadomski argumentiert gegen eine Reduzierung des Glaubensinhalts auf das Gemeinsame der Religionen im christlich-islamischen Dialog. Am Beispiel des Trappistenpriors von Tibhirine Christian de Chergé zeigt er auf, wie man einen eigenen christlichen Standpunkt bewahren und bezeugen kann, ohne den Standpunkt anderer geringzuschätzen.

Konträre Positionen vertreten Klaus von Stosch und Christian W. Troll bei der Frage, ob das Glaubenszeugnis gegenüber dem Islam ausdrücklich auf die Konversion abzielen sollte. Von Stosch argumentiert dagegen, verweist dabei vor allem auf die Gemeinsamkeiten und zieht die Möglichkeit in Betracht, dass ein Konvertit auch Muslim bleiben kann (79). Das ist angesichts der hier nicht thematisierten Bedeutung Mohammeds für religiöse Identität im Islam sehr fragwürdig. Andererseits frage ich mich, ob es tatsächlich einladend wirkt, wenn, wie bei Troll, die Konversion des Muslims zum „katholischen Glauben“ explizite Zielvorgabe ist.

Das Zeugnis in der säkularen Welt findet seinen Anknüpfungspunkt in der Suche nach „dem richtigen Leben“, dem Authentischen und Leidenschaftlichen, so Martin Dürnberger. Der Glaube eines „leidenschaftlichen Zeugen“ muss dabei aber „bleibend irritationsensibel“ (113) sein.

Jörg Spletts Gedanken bewegen sich im Rahmen der Frage nach dem Menschen im Spannungsfeld von Leiderfahrung und Erfahrung des Guten. In der Erfahrung, dass der Mensch durch sein Gewissen in Anspruch genommen wird, eine Erfahrung, die Splett als Gotteserfahrung deutet, gibt es für jeden Menschen einen Zugang zum Glauben. Das Glaubenszeugnis hat vor allem seinen Ort im alltäglichen Leben aus dem Glauben.

Die beiden letzten Aufsätze erzählen Beispiele der Begegnung von Christen und Nichtchristen. Reinhard Hauke beschreibt Projekte in Erfurt, die Möglichkeiten aufzeigen, wie das Glaubenszeugnis in einer einladenden Weise gelebt werden kann. Karl Wallner beschreibt die Erfahrungen, die er besonders mit religionsfernen Gästen des Stiftes Heiligenkreuz gemacht hat, die dort in die Praxis des Betens eingeführt wurden. Er sieht solche Orte als notwendig für ein wirksames Glaubenszeugnis an.

Abschließend möchte ich feststellen, dass die Lektüre viele Fragen aufwirft und damit anregen kann weiterzudenken. Die einzelnen Aufsätze können auch unabhängig voneinander gelesen werden. Wichtig erscheint mir, dass man die Spannung zwischen einem eigenen christlichen Standpunkt und der Achtung konträrer Auffassungen nicht einzieht und dabei die „unaufgeregte Haltung“ Don Boscos wiedergewinnt und sich bewahrt.

Johannes Drescher

Barbara Stühlmeyer / Karl Braun

Das Turiner Grabtuch
Faszination und Fakten

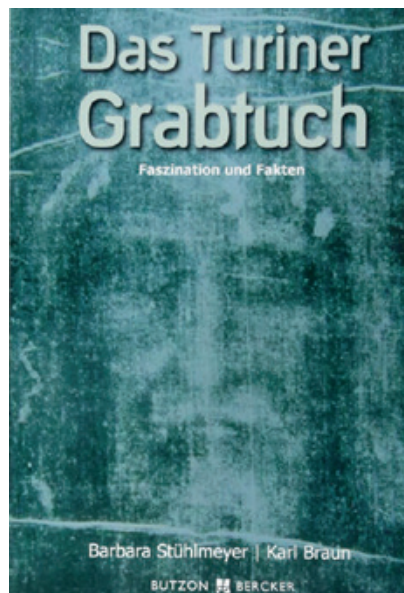
Kevelaer: Butzon & Bercker Verlag, 2018

255 Seiten m. s-w u. farb. Abb.

20,00 €

ISBN 978-3-7666-2534-2

Konfrontation erfordert Mut. Das Grabtuch kann keine Fälschung sein. Und was nicht sein kann, das darf auch nicht sein, so könnte man hier von der Hildegard-Spezialistin Barbara Stühlmeyer und dem emeritierten Erzbischof von Bamberg Karl Braun eingeforderten „Mut“ übersetzen. Grabtuch- und Schleierliteratur gibt es inzwischen zuhauf, und wenn diese nicht im Verschwörungsmilieu anzusiedeln sind, dann gehen sie im Wesentlichen von der gleichen frommen Prämisse aus, die auch die beiden Autoren gesetzt haben: Das Turiner Grabtuch ist das authentische Grabtuch Jesu Christi. So werden die nicht neuen Anfragen an die bisherigen wissenschaftlichen Untersuchungen schlicht und einfach neu aneinandergereiht und in der Art von Michael Hesemann oder Paul Badde gewertet: Was im einen Moment noch eine Hypothese oder auch nur Anfrage ist, ist bereits im nächsten zu einem Faktum mutiert, auf dem weitere Spekulationen aufbauen können. Es geht inhaltlich um die Dreidimensionalität der Abdrucks, Pflanzenfasern, evtl. Münzenabdrücke, die Webart, den Weg des Tuches „von Jerusalem“, das Grabtuch als Urbild der westlichen Christusikonographie u.v.m.



Dass es sich hierbei im eigentlichen Sinne um eine persönliche Suche der Autoren und nicht um ein wissenschaftliches Buch handelt, bezeugen die für die Diskussion völlig unerheblichen Einstreuungen über u.a. Carlo Borromeo, Paul Gerhardt und Theresia von Lisieux oder auch Abschnitte des Buches, die mehr einer Frömmigkeitsübung gleichen. Mag die Frankfurter Allgemeine Zeitung die qualitativ nicht hochwertigen, unzureichend beschrifteten und im Zusammenhang fast sinnlos erscheinenden Abbildungen hervorgehoben haben – der größte Vorwurf an die Autoren dürfte tatsächlich derjenigen sein, sich und ihrer Profession keinen Gefallen getan zu haben, indem sie die Genres Wissenschaft und Andacht in dieser Art und Weise vermischten. Die Grabtuchfrömmigkeit kann nicht ohne wissenschaftliche Präzision auskommen – und man ist geneigt zu sagen, dass Benedikt XVI. mit der Bezeichnung als „mit Blut gemalte Ikone“ einen sehr glücklichen und zutreffenden Ausdruck gefunden hat.

Andreas Matena



jesus von nazareth

Gedichte

Meisterwerke der christlichen

Kunst

Geschichte – Liturgie – Kultur

Kunst/Literatur

SAID

Ich, Jesus von Nazareth

Mit einem Nachwort von Erich Garhammer

Würzburg: Echter Verlag, 2018

59 Seiten

12,90 €

ISBN 978-3-429-04452-7

Mit theologischen Kriterien kommt man diesem Büchlein nicht bei. Denn es ist ein ganz und gar literarisches Werk, das in prophetischer Sprache die politische und humanistische Botschaft seines Autors verkündet.

„Ich, Jesus von Nazareth“ ist formal ein Prosa-gedicht, gegliedert in unterschiedlich lange „Strophen“. Inhaltlich ist es eine Zeitkritik, die der Autor als Mahn- und Drohrede dem biblischen Jesus in den Mund legt. Es ist eine Rede im Stil prophetischer Verkündigung, ein Spiel mit religiösen Bildern und Vorstellungen. Die Gedankenführung ist assoziativ, überspringt Zeiten und sprengt gedankliche Ordnungen und dogmatische Setzungen. Kurze thesenartige Sätze mit ebenso knappen Begründungen nähern den Text der gesprochenen Sprache an; Wiederholungen und Wortreihungen bewirken seine Eindringlichkeit; Bilderreichtum vermittelt Anschaulichkeit; die direkte Ansprache des Lesers löst Betroffenheit aus und das an die Spitze der Strophen gestellte „ich“ oder auch die biblische Formel „ich aber sage euch“ betonen die Subjektivität und Autorität des Sprechenden. Zwar wählt der Autor zu seinem Sprachrohr Jesus von Nazareth. Aber das ist nicht der dogmatische Christus der rechtgläubigen Katechismen, nicht der softe Jesus einer weichgespülten Verkündigung und auch nicht das wissenschaftliche Konstrukt einer historisch-kritischen Biblexegese. Vielmehr wählt SAID aus dem Textbestand der Evangelien solche Züge aus, die ihm für sein Engagement und seine Zeitkritik als geeignet erscheinen. Jesus ist „ein barfüßiger Jude, der umherzieht und von der Liebe erzählt“; er verabscheut „Regierungen und Truppen, Geheimdienste, Folterer und Gefängnisse“. Sein Vorläufer ist nicht Johannes der Täufer, sondern Spartakus, der Anführer des römischen Sklavenaufstandes, der „das Kreuz mit sei-



nem Leib geädelt hat“. Eine zentrale Rolle spielt die Metapher der Auferstehung. Auferstehung ist kein einmaliges Wunder, sondern ein fortdauerndes Aufstehen gegen Verhältnisse, in denen Menschen unterdrückt und ihre Freiheiten eingeschränkt werden und die Liebe Schaden erleidet. Es erscheint selbstverständlich, dass eine neue Welt der Freiheit, Liebe und Gerechtigkeit im Sinne SAIDs nicht durch wohlmeinende Appelle und Aufrufe zur Nächstenliebe herbeigeführt werden kann. Deshalb ist Jesus nicht nur ein Liebender, sondern auch ein kämpferischer Rebell, der nicht gekommen ist, „Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“ Zur literarischen Gestaltung seiner universalen humanistischen Botschaft schöpft der Autor aus dem Vorrat jesuanischer Traditionen und prophetischer Redeformen. SAIDs „Jesus von Nazareth“ ist kein theologisches Buch und keine fromme Erbauungslektüre. Es ist die leidenschaftliche Kritik an Verhältnissen, in denen Menschenrechte verletzt werden und die Entfaltung der Liebe behindert wird.

Ansgar Franz / Hermann Kurzke / Christiane Schäfer (Hg.)

Die Lieder des Gotteslob

Geschichte – Liturgie – Kultur

Mit besonderer Berücksichtigung ausgewählter Lieder des Erzbistums Köln

Stuttgart: Verlag Katholisches Bibelwerk. 2017

1314 Seiten

78,00 €

ISBN 978-3-460-42900-0

Sicher ist die politische Haltung des Autors auch mitbedingt durch seine Biografie. SAID kam 1965 nach Deutschland und studierte Politikwissenschaften. Nach dem Sturz des Schahs 1979 kehrte er in den Iran zurück. Die durch die Mullahs begründete Theokratie veranlasste ihn aber, nach Deutschland zurückzukehren. Hier erwarb er die deutsche Staatsangehörigkeit und die deutsche Sprache wurde dem Exilanten zu einer neuen „Behausung“.

Rüdiger Kaldewey

Ob getauft oder nicht, ob religiös unmusikalisch oder nicht – es darf nicht fehlen und alle von Herbert Grönemeyer bis hin zur stimmlichen Meisterschaft eines Dietrich Fischer-Dieskau haben es gesungen: „Der Mond ist aufgegangen“. Es dürfte eines der bekanntesten deutschen (geistlichen) Volkslieder sein. Die stets neu besungene Bekanntheit „des Mondes“ ist im kulturellen Gedächtnis so tief verankert, dass die Verantwortlichen der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) es 2017 im Reformationsgedenkhjahr in kollektiver Bevormundung und entgegen viel zitierter protestantischer Mündigkeit kurzerhand umdichteten: Man erweiterte die Brüder „geschlechtergerecht“ um die Schwestern, so dass zu singen war: „So legt euch Schwestern, Brüder“. Dabei wurde verkannt, dass mit der alleinigen Verwendung der Brüder keine leiblichen Brüder gemeint sind, sondern vielmehr die Repräsentanten aller Menschen im Sinne der „Ode an die Freude“ von Friedrich Schiller: „Alle Menschen werden Brüder“. Man dichtete im unbändigen (leider allzu häufig theologischen) Fortschrittsoptimismus die abschließende Liedzeile „und unsern kranken Nachbarn auch“ zu einem geschlechtsneutralen „und alle kranken Menschen auch“ um. Immerhin: Die Frankfurter Allgemeine Zeitung sprach von einem „ändernderen Kulturfrevell“ und der Verein für deutsche Sprache verlieh der EKD den Negativpreis des Sprachpanzers für das Jahr 2017.

Nicht nur die Entstehungs-, sondern auch die Überlieferungsgeschichte des Liedes „Der Mond ist aufgegangen“, letztlich jeder Choral kann spiritualitätstheologisch gesehen Bände sprechen – und ein Kulturgutschutz wäre wegen der skizzierten Abänderungswut einzufordern. Gesang- und Lie-



derbücher sind hervorragende Dokumente, um geistesgeschichtliche Entwicklungen nachzuzeichnen. Diesem Unterfangen widmet sich seit 2009 die gemeinnützige Stiftung Gesangbucharchiv als hymnologische Forschungsstelle an der Universität Mainz. Von hier ging die Initiative aus; kundige Musikwissenschaftler, Germanisten, Liturgiewissenschaftler und Kirchenmusiker nach dem Erscheinen des neuen „Gotteslob“ (GL) in einem Sammelband die Kulturgeschichte der Choräle und ihre breitenwirkende Relevanz nachzeichnen zu lassen. Diese ausführlichen Kommentierungen mit Melodie- und Textanalysen auf über eintausend Seiten lesen sich – trotz verschiedener Autoren, aber bei gleichbleibender Grundstruktur – als spannende, wissenschaftlich fundierte Lektüre. Nicht nur „Stille Nacht, heilige Nacht“ zeigt, wie sehr das deutschsprachige Liedgut ein internationaler „Exportschlager“ war und ist. Ebenso ist gut dokumentiert, dass sich mittlerweile Lieder aus Italien, Schweden, Spanien, England im GL finden und das hiesige Liedgut bereichern.

Mit dieser Kommentierung zeigt sich ein überwältigend schönes Panorama des Glaubens (leider auch des Glaubensverlustes) und der Frömmigkeit, welche von den alttestamentlichen Psalmen über die lateinischen Hymnen der Alten Kirche,

die ausmusternd-leibvergessene Aufklärung, deren Restauration im 19. Jahrhundert, die Öffnung aus konfessionellen Verengungen unter Einbezug der evangelischen Tradition bis hin zur Entstehung des jüngeren geistlichen Liedguts reicht. Hier sei bedauernd vermerkt, dass die namhaften Autoren des Bandes sich auf die großen und bekannten Choräle konzentrierten und eine wirklich substanzvolle und notwendige Kritik an den z.T. sehr dürftigen Textgehalten der neuen Lieder weniger profilierten Wissenschaftlern überlassen wurde.

Übrigens: „Der Mond (ist aufgegangen)“ leuchtet nun auch im GL: Das aufklärerische, sonnenhelle Licht der Vernunft wendet sich bereits zum Nachtgedanken. Der aufgehende Mond bestimmt die Wahrnehmung und lässt die Dinge in einem anderen Licht erscheinen. Wenig später wird Novalis mit seinen Hymnen an die Nacht die Abkehr von der Einseitigkeit der Aufklärung besiegeln. Er stimmt das Lied auf das Unaufklärbare, das Unsichtbare an, ja von der Einfalt des Kindes wird die Rede sein. Im „Mond“ heißt es: „Wir spinnen Luftgespinste ..., wir wissen gar nicht viel..., laß uns einfältig werden...“. Auch wenn damit das Renaivisierungsprogramm der Romantik eingeläutet wurde, handelt es sich dennoch um biblisch gut begründete, jenseits von naiver Infantilität anzusiedelnde kindliche Religiosität. Mit dieser Huldigung der Nacht geht die Mystik der dunklen Nacht einher: Neben allem dunkel Unabwägbar, Unsichtbar und Bedrohlich steht die Nacht ebenso für die (geistliche) Erotik. In ihr wird geliebt und das neue Leben gezeugt. Diese hoffnungsvoll-lebensspendende nächtliche Lyrik reicht von Chorälen „Wie schön leuchtet der Morgenstern“, „Mein schönste Zier und Kleinod bist“ bis zum nächtlichen und doch hoffnungsvollen Abgrund von „Die Nacht ist vorgedrungen“, letzterer besungen im Zugehen auf die Heilige Nacht, der Christnacht in der Advents- und Weihnachtszeit.

Also: Postaufklärerische, genderisierende Sprachpanscherei oder doch geistliche Erotik und damit eine Wiederentdeckung aus der „Schatztruhe der Kirche“? Dieses Kompendium gehört in jede geistliche Hausapotheke!

Albrecht Voigt

Wolfgang Vogl

**Meisterwerke der christlichen Kunst
zu den Schriftlesungen der Sonntage und
Hochfeste Lesejahr C**

Regensburg: Friedrich Pustet Verlag. 2018

680 Seiten m. farb. Abb.

35,00 €

ISBN 978-3-7917-2999-2

Mit der vorliegenden Veröffentlichung legt der Augsburger Professor für Theologie des geistlichen Lebens den dritten Band seiner „Meisterwerke der christlichen Kunst“ vor. Ziel des Autors ist es, mit Hilfe von Bildern aus der klassischen christlichen Kunst die Botschaft der Sonntage und Hochfeste des Lesejahres C zu erschließen. Die 72 Kapitel des Buches folgen dem Ablauf des Kirchenjahres, beginnend mit dem 1. Adventssonntag und endend mit dem 8. Dezember, dem Hochfest Mariä Empfängnis. Die einzelnen Kapitel sind so aufgebaut, dass zunächst die Evangelienperikopen, gelegentlich auch Lesungen aus dem AT und den Apostelbriefen vorgestellt und kurz interpretiert werden. Ein erster Zugang zu dem entsprechenden Kunstwerk erfolgt, indem der Autor seinen theologie- oder frömmigkeitsgeschichtlichen Hintergrund erläutert und in die Geschichte des jeweiligen Bildmotivs einführt. An eine biografische Skizze des Künstlers oder des Auftraggebers schließt sich die Provenienzzgeschichte des jeweiligen Kunstwerks an. Den Schwerpunkt bildet dann eine sehr eingehende und sorgfältig jedes Detail berücksichtigende Beschreibung und Interpretation des Kunstwerks. Eine prägnante Zusammenfassung mit besonderem Blick auf die religiöse Aussage beschließt die Kapitel.



Der Großteil der Kunstwerke ist wie in den beiden Vorgängerbänden der christlichen Buchmalerei und den Alten Meistern entnommen (u. a. Bouts, Cranach d.Ä., Dürer, Martini, Rembrandt, Rubens, Tintoretto, Tizian, van der Weyden). Während die ältesten Bildwerke den Katakomben entstammen, wird mit Vincent van Gogh auch ein Vertreter der beginnenden Moderne aufgenommen. Zwei Bilder des erst kürzlich verstorbenen Priesters und Malers Sieger Köder bringen die gegenständliche religiöse Kunst der Moderne ins Spiel. Daneben werden Wandmalereien aus dem Barock aufgenommen, mit denen die Allegorie des Guten Hirten, die drei theologischen Tugenden und die Bitten des Vaterunsers veranschaulicht werden.

Der besondere Wert des Buches besteht darin, dass die christlichen Kunstwerke aus ihrem religiösen Entstehungszusammenhang heraus erklärt werden und ihr ursprünglicher „Sitz im Leben“ der Kirche und ihres Gottesdienstes rekonstruiert wird. Vogl interpretiert die Werke als genuin christliche Kunst und macht damit einen Schritt zurück ins „Zeitalter vor der Kunst“, als die hier vorgestellten Werke faktisch und ideell noch im religiösen Kosmos der Kirche beheimatet waren und nicht nur als „Kunst“ wahrgenommen wurden. Dem Leser wird deutlich, welch unermesslicher Schatz an Bildern, der zugleich ein Zeugnis der kulturellen Prägekraft des Christentums ist, in der christlichen Kunst angehäuft wurde.

Seelsorgern, Katecheten und Religionspädagogen stellt sich die Aufgabe, nach Vermittlungswegen in Gottesdienst, Religionsunterricht und Erwachsenenbildung zu suchen, um Verständnis für die christliche Kunst, für deren Motive und Symbolsprache zu entwickeln, damit dieses Erbe bewahrt und lebendig erhalten werden kann. Dabei sollte bewusst bleiben, dass der Blick Vogls rückwärtsgewandt ist und sich religiöse Fragen heute nicht immer befriedigend im Rahmen klassischer Orthodoxie beantworten lassen. Auch in der Kunst der Moderne finden sich Spuren der Transzendenz, die religiöse Erfahrungen abbilden. Dies nur als Nebenbemerkung, nicht als grundsätzlicher Einwand gegen das jetzt vollständig in drei Bänden vorliegende monumentale Werk von Rudolf Vogl, das sich auszeichnet durch eine gute Bildauswahl und eingehende, detailreiche Interpretationen mit umfangreichen Verweisen auf die theologische Tradition und die heutige Forschungsliteratur.

„Meisterwerke der Kunst“ hat das Zeug zum Standardwerk für Fachleute, aber auch zum Vademekum für religiös interessierte Kunstliebhaber.

Rüdiger Kaldewey

Christian Lehnert
Cherubinischer Staub
Gedichte

Frankfurt: Suhrkamp Verlag, 2018

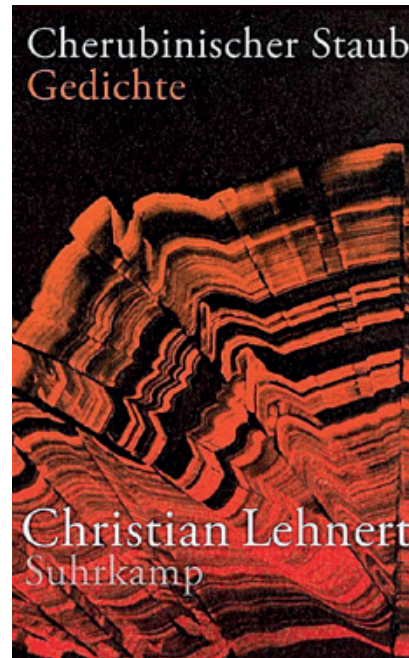
112 Seiten

20,00 Euro

ISBN 978-3-518-42819-1

Es ist der siebte Gedichtband des gebürtigen Dresdener Christian Lehnert, der schon im Titel „Cherubinischer Staub“ die himmlische Dimension zu erkennen gibt, in die seine metrisch und in Reimen gebundenen Gedichte hineinreichen. Neben den Seraphinen gehören die mit ihnen oft in einem Atemzug besungenen Cherubine wohl zu den bekanntesten Engelsgattungen. Heute werden sie allesamt kaum noch ernst genommen, und doch ist in Erinnerung: Unmittelbar nach der Vertreibung des Menschen aus dem Garten von Eden werden in Genesis 3,24 die Cherubine damit beauftragt, den Baum des Lebens vor dem Menschen zu schützen; ihm soll nach seinem Diebstahl vom Baum der Erkenntnis nicht auch noch ein ewiges Leben überlassen werden.

In einem Moment noch weitgehend unregelmäßigen intensiven Fortschritts durch synthetische Biologie und künstliche Intelligenz wirft die Verbindung des Adjektivs „cherubinisch“ mit dem auf Vergänglichkeit deutenden „Staub“ die bange Frage auf, ob sich die Lyrik nun zu einem Abgesang auf jene „Schutzmächte“ bereitfindet, die den Menschen vor den letzten Auswüchsen seiner Hybris bewahren sollten. Bei Lehnert aber erleben die Engel eine überraschende Renaissance, die sie gleichwohl aller naiven Implikationen entkleidet. Der Staub, der im Gedicht „Morgengebet“ als „Pollenstaub“ wiederkehrt, wird durch aufsteigende Luft und Wildbienen bewegt, ist zugleich ätherisch und gegenständlich und nichts von beidem wirklich. Nicht als Ablagerung, sondern als flirrende, in der Sonne tanzende Partikel oder gar Blütenelement öffnet das Nomen „Staub“ dem Leser die Tür zu einem lyrischen Kosmos, der durch Schönheit zur Besinnung bringen will – und trägt doch stets die Ambivalenz eines möglichen Endes in sich.



In den Epigrammen der ersten zehn Seiten heißt es unter der Überschrift „Engelsgeräusch“ in Antwort auf einen Tropus der Osternacht: „Wen sucht Ihr hier im Grab? Den Wind und Echoklang, / den Zungenlaut am Grat zum warmen Höhlengang.“ Die Geräusche der Engel, hier hörbar als „Wind“, „Echoklang“ und „Zungenlaut“, treten gewissermaßen zwischen die Frauen am Grabe Jesu und den Fragesteller und vermitteln zwischen dem Inneren und Äußeren der Grabeshöhle, zwischen Tod und Leben, Kälte und Wärme und – wie ein Atemzug – zwischen Frage und Antwort. Der Frage nach dem, was die Frauen suchen, folgt noch im selben Hexameter (und dessen Rhythmus wie ein Ausatmen zu Ende führend) „Den Wind und Echoklang“ – wie ein Hauchen noch vor einer definitiven Antwort. Ungreifbar und unbegreifbar ist das „Wehen“, das die allzu unmittelbare Stimme Gottes verhüllt (so bei R. M. Rilke), unbegreifbar dieses „dazwischen“; ungreifbar ist auch der „Grat“ in Alliteration zum „Grab“ – und bildet, so könnte die Pointe dieses Klangspieles lauten, dessen Alternative. Der schmale Grat erscheint als jener Punkt oder Moment der noch unentschiedenen Möglichkeiten des noch nicht fest gefügten, toten und damit als Gegenbild des Grabes.

Die Engel sind heute „unsichtbare Nervenflechte“ und „Resonanzkörper“ – so Lehnert 2017 in „Der Gott in einer Nuss“. Sie bewegen sich in einem Zwischenreich, „im Niemandsland zwischen Möglichem und Unmöglichem, zwischen Seiendem und nicht Nicht-Seiendem“. Damit sind sie die „verborgenen Herren der Liturgie geblieben“. Der liturgische Kontext kennzeichnet den ursprünglichen und bei Lehnert (derzeit Leiter des Liturgiewissenschaftlichen Institutes Leipzig) wieder vitalen Sitz im Leben der Lyrik. Denn Gebet und Gedicht unterscheiden sich kaum und tasten sich in ebendieses Zwischenreich der Engel, mal rituellem, mal freier vor.

Obwohl sich der „Cherubinische Staub“ sowohl im Titel als auch thematisch und (im ersten Teil) formal auf den „Cherubinischen Wandersmann“ des Barockdichters und Priesters Angelus Silesius (1624 bis 1677) bezieht, steht er ihm doch in einem wesentlichen Punkt diametral entgegen: Der Wanderer vertreibt die Engel gleich zu Beginn „Ich will nun euer nicht; ich werfe mich allein / Ins ungeschaffene Meer der bloßen Gottheit ein.“ Lehnert sammelt gleichsam den „Staub“ ein, den der barocke Wandersmann von den Schuhen zu schütteln suchte.

Es mag überraschen, aber Lehnert, der die Religion in den 1990er Jahren nach Jahrzehnten der Abstinenz wieder in die deutsche Poesie eingeführt hat (so Michael Braun bereits 2010), bildet genau mit dieser zunächst nostalgisch wirkenden Intention die Spitze einer Avantgarde. Heinz Schlaffer hat 2012 daran erinnert, dass das Gebet eine elementare Gestalt des Gedichtes sei, Poesie ihrem Ursprung nach die „Muttersprache der Götter“; auch wenn heute niemand daran zweifle, dass die Poesie eine menschliche Erfindung sei, so wäre es zu dieser Schöpfung ohne die gegenteilige Überzeugung nicht gekommen. Lehnert will die kopernikanische Wende der Erkenntnistheorie nicht zurückdrehen, er macht sie sich vielmehr zu Nutze und lässt auf dem verbrannten Feld ontologischer Gewissheiten und metaphysischer Ideologien neue, jetzt subtilere lyrische Pflanzen wachsen, die den Hunger nach letztem Sinn ohne Theorie-Besteck stillen.

„Cherubinischer Staub“ feiert geradezu tänzerisch die schon mit dem Vorgängerband „Windzüge“ einsetzende Befreiung seiner früher in einer Tonhöhe strömenden Sprache zur streng gebundenen Form – ursprünglich im frühantiken griechischen und orientalischen Raum das Mittel der Wahl zur Beschwörung der Götter und Geister. Mit Rhythmus und melodischen Klangfarben evoziert Lehnert poetische Bilder, die auf letzte, unsagbare Dinge zielen. Außersprachliche, dem unbewussten Körperrhythmus (von Atembewegung und Herzschlag etwa) korrespondierende und so euphorisierende Elemente werden heute aufs Neue wirksam und lassen das Heilige spürbar werden. „Das Gedicht ruft ins Leben“, so Christian Lehnert im Interview mit dem Domradio; das, was es im Leser zündet, „ist nicht weniger wirklich als anderes“.

Mit ihrem mystischen Kern stehen die drei Werkteile („Stille ohne Maß“, „Von der Unruhe“ und „Baumgespräche“) in romantischer Tradition und beziehen sich wie diese intensiv auf die Offenbarungserfahrungen Jakob Böhmes („Morgen-Röte im Aufgank“, 1612). Ihre vielfach wörtliche Zitation im Gedicht ist eine höchst ungewöhnliche Form und zeigt, dass die Werke nicht Genialität demonstrieren wollen (obwohl sie dies gleichwohl tun!), sondern Zeugnis ablegen und sich deshalb auf andere Zeugen berufen dürfen. Dies Zeugnis zielt weniger auf einen (unmöglichen) Beweis göttlicher Existenz als vielmehr auf ein cherubinisches Bestäuben des Menschen, der sich vollkommen ohne Enhancement erneuert: „Jetzt wendet sich das Los und bald verlischt mein Blick. / Es kehrt der Tag bei Nacht, im Schlaf der Mensch zurück / und findet sich gesetzt an seine eigne Schwelle.“ (aus „Mitternacht“)

Rita Anna Tüpper

Religionskritik

Maschinenethik

Liebe Urquelle des Kosmos

Heimat

Große Fragen

Identität

Philosophie / Ethik

Kurze Antworten

Roboter

Friedensethik

Kant-Lexikon

Michael Kühnlein (Hg.)

**Religionsphilosophie und Religionskritik
Ein Handbuch**

Berlin: Suhrkamp Verlag. 2018

946 Seiten

36,00 €

ISBN 978-3-518-29740-7

Die aufklärerischen Vormärz-Aktivist*innen des 19. Jahrhunderts Feuerbach (1841) und Marx (1844) hatten Religion entweder als atavistisches Wunschenken oder heimtückisches Unterdrückungssystem gegenüber ökonomisch Ausgebeuteten entlarvt bzw. für tot erklärt. Das 20. Jahrhundert war dann weniger vom Materialismus als von der Psychologie begeistert und pathologisiert mit Freud (1927) religiöses Bewusstsein als illusionäre unbewältigte Kindheitsneurose; unser gegenwärtiges naturalistisches Säkulum schließlich sieht in biologistischer Prävalenz Religion als evolutiv überflüssig, ja als peinlich-wahnhaft*e Beleidigung der Menschenwürde (Dawkins, 2006) an.

Doch Totgesagte leben länger! Dies zumindest zeigt Michael Kühnleins überwältigend material- und gedankenreiches „Handbuch“ (ein extrem bescheidenes Gattungsetiket angesichts eines solchen Opus Magnum mit fast 1000 Seiten!) höchst anschaulich in Blick auf das systematisch miteinander verflochtene Begriffspaar von Religionsphilosophie und -kritik in zeitlich-chronologischer und inhaltlicher Dimension. Erstens zeigt nämlich der zeitliche Längsschnitt der achtzig (!) von 52 Fachleuten dargestellten Positionen zum Thema – vom vierten vorchristlichen Jahrhundert (Platon, geb. 428 v. Chr.) bis in unsere unmittelbare Gegenwart (Charles Taylor, geb. 1931) – die ungebrochene Dringlichkeit des philosophischen Nachdenkens über die Licht- und Schattenseiten des Phänomens Religion über die Jahrtausende hinweg: Wer jenem vorschnell den Totenschein ausstellen wollte, wie dies sogenannte „Eliten“ in gewissen mitteleuropäischen und nordamerikanischen Regionen tun, übersieht die breite existentielle Überzeugungskraft des Transzendenten, die sich in einer weltweit wachsenden Zahl von gläubigen Menschen dokumentiert, und hat



wohl eurozentrische Scheuklappen auf den Augen, wodurch die gedeihliche Integration zunehmend global zusammenrückender Völker und Kulturen kaum gelingen wird. Auch der Sachbefund, dass fast 50 der 80 religionsphilosophischen Positionen dem 20./21. Jahrhundert entstammen, belegt seismografisch die Vitalität der Diskussion und konterkariert das berühmt-berüchtigte Diktum des Trierer Meisterdenkers, es „sei die Kritik der Religion im Wesentlichen beendet.“

Zweitens zeigt der inhaltliche Verlauf der aktuellen Diskussion, dass besonders für die neuere Generation der Religionsphilosophen (nicht kirchlich gebundener Theologen!) das lange Zeit nicht weiter hinterfragte Grunddogma der Religionskritik, die sogenannte „Säkularisierungsthese“, seine privilegierte Totalgeltung als eine Signatur der Moderne verloren hat. Jene landauf, landab verbreitete Annahme vermittelte ja, kurz gefasst, die quasi selbstverständliche Botschaft: Die fortschreitende, nicht aufzuhaltende Modernisierung unserer Gesellschaften führt in Bälde und auf Dauer zum Verschwinden des Glaubens – zumindest aus der staatlich-zivilgesellschaftlichen Öffentlichkeit oder gar gänzlich von der Bildfläche. Die Historie z.B. des europäischen Christentums wurde als fortwährende Subtraktions-Geschichte buchstabiert. Einer solchen behaupteten Teleologie gegenüber möchten viele neuere Religionsphilosophen einer „post-säkularen Gesellschaft“ (Habermas) das Narrativ der Säkularisierungsthese neu erzählen – und dies so, dass die Genese der Moderne kritischer gefasst wird: Der Säkularismus ist mit seinen Urteilen wie jede menschlich-vernünftige Existenz nie standpunktungebunden, hat nie den neutralen (göttlichen?) „View from Nowhere“ (Th. Nagel), sondern ist nur eine von mehreren Optionen, von denen die religiöse auch eine ist. Die entzaubernde Säkularisationsthese wird gewissermaßen selbst entzaubert. Und vielleicht bietet die Glaubensperspektive sogar „religiös Unmusikalischen“ (Max Weber) überschüssige Potentiale, die noch gebraucht werden, man denke hier an „transzendenzoffene“ (Kühnlein) Aspekte wie: Schuld, Vergebung, Versöhnung, Erlösung ...

Die diachrone Perlenkette der dargestellten 80 Positionen ist – so der strukturelle Aufbau des „Handbuchs“ – jeweils nach einem gleichen Format dargestellt: Das Gliederungsmuster beginnt mit einer kurzen Biografie des Philosophen, sodann folgen philosophiegeschichtliche/gesellschaftliche Kontexte, anschließend richtet sich der quantitative und inhaltliche Fokus auf das zentrale einschlägige Werk des jeweiligen Autors; des Weiteren wird von jenem Rezeption und Kritik dargelegt, schließlich eine abrundende Schlusszusammenfassung der Position und am Ende werden der Leserschaft jeweils Quellen- und Literaturangaben präsentiert.

Kühnlein gesteht selbstkritisch die unvermeidliche Subjektivität der Auswahl ein, gibt jedoch zugleich seine nachvollziehbaren Selektions-Kriterien an, z.B.: Prominenz der Autorenschaft, Relevanz des betreffenden Werkes, seine Präsenz im akademischen Seminarbetrieb und in der einschlägigen Forschungsliteratur. (Wenn Kühnlein in der Einleitung in diesem Kontext darauf verweist, dass Karl Kardinal Lehmann ihn bei der Konzeption dieses großen Werkes „vor manchen Holzwegen bewahrt“ habe, spricht dies übrigens für eine höchst löbliche Bescheidenheit im Sinne einer *Docta ignorantia*.) So könnten die Lesenden natürlich immer wieder an vielen Stellen kanonbezogen fragen: Warum firmieren für die vorchristliche Antike ausgerechnet Platon, Aristoteles und nicht noch Epikur, warum fürs Mittelalter z.B. Anselm, der Aquinat und nicht Abälard, warum für die Aufklärungszeit der Allzermalmer aus Königsberg und nicht auch Lessing, warum für die Gegenwart etwa Spaemann und nicht Guardini usw., usw... Mit Lob muss bei der Auswahl, über die sich natürlich trefflich streiten lässt, jedenfalls – obwohl der Löwenanteil der Positionen eurozentrisch und christlich-abendländisch geprägt ist – festgehalten werden, dass eine ganze Reihe von Philosophen mit jüdischem (z.B. Maimonides, Spinoza, H. Cohen, F. Rosenzweig, M. Buber, E. Bloch, E. Levinas) und islamischem (Hamid al-Ghazali, Averroes) Hintergrund zu Wort kommen, ebenso die Stimmen philosophisch ambitionierter Frauen wie Simone Weil und Edith Stein.

Wünschenswert wäre, wenn abschließend Desiderata angesprochen werden sollen, ein Sachregister, das dem ratsuchenden Leser stichwortartig zu den einzelnen Autoren mit ihren Schwerpunktthemen und Verbindungen zwischen diesen Auskunft gibt. Weiterhin wäre der zunächst hier vorliegende primär eurozentrische Blick auf das religionsphilosophische und -kritische Nachdenken in weitere Regionen unseres Erdkreises auszuweiten. Neben dieser räumlichen Intensivierung wäre in einem Aspekt in der zeitlichen Dimension ein weiterer verschärfter Blick interessant: In diachroner Zeitperspektive durch die Jahrhunderte von der Antike bis zur Gegenwart sind die 80 Autoren/Positionen über die Zeitläufe hinweg recht gleichmäßig verteilt; einzig zwischen Patristik (Augustinus, geb. 354) und Scholastik (Anselm, gest. 1109) klafft eine (religions-)philosophische Lücke von ca. 800 Jahren. Gab es tatsächlich über acht Jahrhunderte hinweg nur denkerische Flaute oder könnte das Potential kreativer Köpfe wie z.B. eines Pseudo-Dionys Areopagita (6. Jh: eine Negative Theologie angesichts der Un-sagbarkeit Gottes) oder Johannes Scotus Eriugena (geb. 810: Vernunft-Vorrang vor der Offenbarungsautorität) einen Brückenschlag über die auffällige religionsphilosophische Durststrecke darstellen?

Das wären bereichernde Herausforderungen für eine Neuauflage, denn genau diese ist dem beeindruckenden „Handbuch“ herzlich zu wünschen, auf dass es auf lange Zeit als Standardwerk – und nun folgt die klassische Schlusswendung vieler Beifall zollender Rezensionen – gedankenanregend und horizonterweiternd in die Hand von möglichst vielen Religionslehrerinnen und -lehrern gelangen werde.

Gustav Schmiz

Larissa Berger / Elke Elisabeth Schmidt (Hg.)

Kleines Kant-Lexikon

Paderborn: W. Fink Verlag. 2018

293 Seiten

24,99 €

ISBN 978-3-8252-4938-0

Der Philosoph Immanuel Kant ist noch heute ein Thema für Katholiken, die sich um eine vernünftige Glaubensvermittlung bemühen. Um zur Beschäftigung mit diesem großen Autor Kant einzuladen, sei das neue Kant-Lexikon vorgestellt. Es nennt sich zwar „klein“ – so stellt es sich neben dem „großen“ wissenschaftlichen Kantlexikon zu Recht dar. Aber als „Einstiegs- und Nachschlagewerk für das Philosophiestudium“, wie es im (übrigens sehr informativen) Klappentext heißt, ist es ein neues, außerordentlich hilfreiches Format zum Kennenlernen eines wichtigen und einflussreichen Denkers – und ich möchte ergänzen: nicht nur für das Philosophiestudium, sondern auch für Theologinnen und Theologen, für Religionslehrerinnen und Religionslehrer, die sich auf das Wagnis wissenschaftlicher Selbstvergewisserung einzulassen bereit sind, und ebenso für Schülerinnen und Schüler der Oberstufe, die Fächer gewählt haben, in denen die rationale und reflexive Auseinandersetzung mit Kants Frage, was der Mensch sei, zum Thema wird, also etwa der konfessionelle Religionsunterricht, Ethik, Philosophie, der Deutsch- und Politikunterricht.

Konzipiert und erarbeitet wurde dieses Lexikon von zwei Wissenschaftlerinnen, die beide am Lehrstuhl für praktische Philosophie arbeiten. Damit zeigen zum ersten Mal keine Philosophen, sondern Philosophinnen, die sich nicht nur dem Bereich der Forschung, sondern ganz besonders der Lehre verpflichtet fühlen, wie aus diesem Interesse ein hilfreiches Arbeitswerkzeug entstehen kann, das genau das liefert, was für es diejenigen, die sich zum ersten Mal mit Kant beschäftigen wollen, bisher noch nicht gegeben hat: ein Bändchen, das „Mut macht“, sich auch in Bezug auf Kant „seines eigenen Verstandes zu bedienen“.



Es ist in zwei Abschnitte gegliedert: Der erste Teil stellt zur Einführung Kants Werk in einer Überblicksskizze vor. Dann folgen recht ausführliche Darstellungen der zehn wichtigsten Schriften Kants durch verschiedene Kantforscher. Neben den bekanntesten zu Lebzeiten veröffentlichten Texten werden auch die „Anthropologie in pragmatischer Absicht“ und das „Opus Postumum“ vorgestellt. Sie werden solide referiert und nur sehr behutsam kritisch beurteilt, ohne detailliert auf Spezialdiskussionen und -kontroversen einzugehen. Die Literaturhinweise sind bewusst knapp gehalten. Somit wird den Lesenden nicht nur ein hilfreicher Zugang zu dem jeweiligen Werk eröffnet, es wird ihnen zugleich ein Hinweis für weitere Auseinandersetzung geboten, ohne allzu sehr auf bestimmte Deutungsmuster festzulegen.

Der zweite und umfänglichere Teil stellt in einer Art Glossar zentrale Begriffe des kantischen Philosophierens dar. Sie werden ohne die Schnörkel einer wissenschaftlich aufgeblähten Fachsprache zuverlässig und unter Rückgriff auf Originalzitate Kants gut verständlich erläutert. Durch gegenseitige Verweise und ein abschließendes Verzeichnis aller (Kant-relevanten) Begriffe ist dieser Teil vorzüglich dazu geeignet, die eigene (Erst-)Lektüre zu unterstützen.

Daher kann sich der Rezensent nur dem wertenden Schluss des Klappentextes anschließen und bekräftigen: „Die Beiträge wurden von Expertinnen und Experten der Kantforschung verfasst, sind dabei aber knapp und leicht verständlich. Das Lexikon erleichtert so die Lektüre von Kants Werken; Literaturhinweise helfen bei Referaten und Hausarbeiten.“ Diesem Werk ist daher große Verbreitung unter Lehrenden wie Studierenden zu wünschen. Der gewisse Erfolg dieses Buches sollte dem Verlag Anlass sein, Nachschlagwerke ähnlichen Formats für andere wichtige Denker zu verlegen.

Hans-Jürgen Müller

Asfa-Wossen Asserate

**Den Glauben zur Vernunft,
die Vernunft zum Glauben bringen**

Berlin: Nicolai-Verlag, 2018

77 Seiten

20,00 €

ISBN 978-3-96476-014-2

Der Titel des vorliegenden Bandes ist missverständlich. Denn es geht nicht um die wechselseitige Herausforderung von Glaube und Vernunft, sondern um die gegenseitige Begrenzung ihrer möglichen Exklusivitätsansprüche. Der Autor ruft nämlich den berühmten Satz Friedrichs des Großen in Erinnerung, dass jeder Mensch nach seiner Fassung soll selig werden können. Damit ist die Unterscheidung zwischen einem öffentlichen Leben, das durch die Regeln einer jedermann zugänglichen Vernunft geprägt wird, und einer privaten Religiosität formuliert. Letztere darf in dem Maße öffentliche Geltung beanspruchen, wie sie das öffentliche Miteinander nicht stört oder gar die ihm zu Grunde liegenden Tugenden sogar fördert. Damit ergeht im Namen des öffentlichen Friedens an die Religionen die Forderung, ihre etwaigen absoluten Wahrheitsansprüche im öffentlichen Raum zu relativieren und zu einer entsprechenden Haltung der Toleranz zu gelangen.



Bis hierhin ist diese Position nicht neu und fasst nur zusammen, was als grundlegende Überzeugung der Aufklärung gelten muss und sich beispielhaft in Lessings Ringparabel verdichtet hat. Neu ist jedoch das Bemühen, diese Tradition angesichts dessen zu aktualisieren, was Horkheimer und Adorno die „Dialektik der Aufklärung“ genannt haben und was die Moderne an säkularen Heilsversprechungen hervorgebracht hat. Hier macht der Autor darauf aufmerksam, dass der Illusionsverdacht, den der Atheismus von Marx und Engels gegenüber der Religion geäußert hat, in mindestens gleichem Maße auf ihn selbst zurückfällt und auch der angebliche religiöse Bekehrungswahn heute in säkularer Gestalt fortlebt. So vermag der Autor sich nicht einer gegenwärtig aktuellen Monotheismuskritik anzuschließen, die gleichzeitig im Polytheismus ein noch zu aktualisierendes Friedenspotential vermutet. Vielmehr habe der Monotheismus eine privative Gestalt, welche jegliche Verabsolutierung dessen verbiete, was uns in der Welt begegne, und der Polytheismus werde nicht friedlicher dadurch, dass der Kriegsgott in verschiedenen Religionen nur unterschiedliche Namen habe. Schließlich findet auch eine von der Vernunft entworfene Religion nicht die Zustimmung des Autors, denn eine solche verweigere sich dem menschlichen Bedürfnis nach Spiritualität und Gebet.

So gelangt er dann doch wieder zu der genannten Toleranzforderung, spürt in dieser aber ein unterschwelliges Dogma auf, das da lautet: „Das muss jeder für sich selbst entscheiden.“ Er unterscheidet nämlich zwischen einer Toleranz der Gleichgültigkeit, die sich für das Andere nicht weiter interessiert und es womöglich nur als Übel erträgt, und einer Toleranz der Anerkennung, die es als Herausforderung oder gar als Bereicherung wahrnimmt. An dieser Stelle gelangt nun die Vernunft als kritische Instanz ins Spiel. Sie hat die Gründungs- und Überlieferungsdokumente einer Religion kritisch zu durchleuchten, um einerseits ihre etwaigen Gewaltpotentiale zu kontrollieren und andererseits ihre Fähigkeit zur Toleranz – im positiven Sinne des Wortes – freizulegen.

Allerdings sieht der Autor deutlich, dass es Grenzen der Toleranz gibt und Gewalt und Intoleranz ihrerseits nicht Gegenstände einer Toleranzforderung werden dürfen. Dann aber muss man etwas zugestehen, was das vorliegende Buch nicht mit der gebotenen Deutlichkeit thematisiert: Auch die geforderte Toleranz der Anerkennung hat ihre Dogmen, und der kritisierte Satz „Das muss jeder für sich selbst entscheiden“ ist nicht nur das Dogma der Gleichgültigen, sondern markiert den Punkt, wo jeder Mensch eine Entscheidung treffen muss, die ihm keiner abnehmen kann.

Überraschenderweise geht das Buch gar nicht darauf ein, dass der christliche Glaube von Anfang an die Herausforderung der Vernunft gesucht und angenommen hat. Es ist unverständlich, dass es der Lüge vom „finsternen Mittelalter“ und seiner Erkenntnisfeindlichkeit aufsitzt – so als hätte es die Leistungen mittelalterlicher Theologie und die Kathedralschulen, aus denen die ersten Universitäten hervorgegangen sind, nicht gegeben. Es fügt sich einem intellektuellen Mainstream ein, wenn es suggeriert, das Christentum hätte in seiner Geschichte erst einmal zur Vernunft gebracht werden müssen, während der Islam die in seiner Geschichte entwickelten Vernunftpotentiale nur wieder neu entdecken müsste. So münden die hier vorgetragenen Überlegungen in die offenen Fragen, welche Überzeugungen als Grundlage von Toleranz und gesellschaftlichem Frieden unbedingte Anerkennung verlangen und was die Religionen zur Entstehung und Erhaltung solcher Überzeugungen beizutragen vermögen.

Gerd Neuhaus

Denis Diderot

**Die Unterhaltung eines Philosophen mit der
Marschallin de Broglie wider und für die Religion**

Aus dem Französischen übersetzt und mit Addenda
von Hans Magnus Enzensberger

Berlin: Friedenauer Presse. 2018

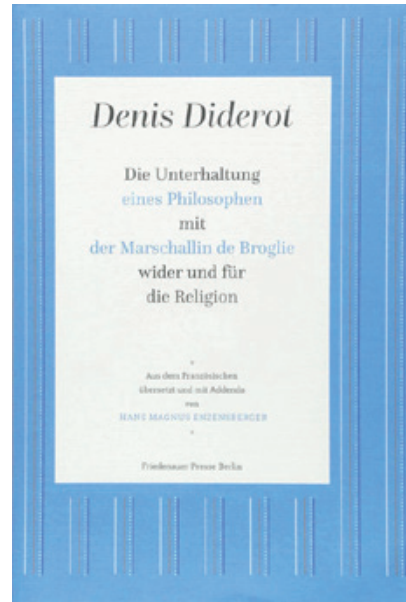
32 Seiten

12,00 €

ISBN 978-3-932109-84-3

Die gemeinsam mit Jean Baptist le Rond d'Alembert herausgegebene und mitverfasste „Enzyklopädie der Wissenschaften, Künste und Gewerbe“ (1751-1766) hat Denis Diderot (1713-1784) berühmt gemacht und maßgeblich zum Durchbruch der französischen Aufklärung beigetragen. Der Philosoph und Schriftsteller lebte in einer Zeit, in der die Kritik an der katholischen Kirche ein gefährliches Unterfangen war. Die Zensur und ein demütigender Gefängnisarrest haben Diderot zur Camouflage veranlasst; seine radikalen Schriften bekamen nur Freunde und aufgeklärte Kreise im In- und Ausland zu lesen. Auf diesem Hintergrund erklärt sich die verwickelte Veröffentlichungsgeschichte des „Dialogs“, die der Übersetzer Hans Magnus Enzensberger in seinen „Addenda“ nachzeichnet: Bereits 1774 verfasst, erscheint der „Dialog“ 1777 als Werk eines gewissen Thomas Crudeli und erst 1796 unter dem Namen seines Verfassers. Postum wurden auch Diderots philosophische Romane „Jacques der Fatalist und sein Herr“ und „Rameaus Neffe“ veröffentlicht.

Kontrahenten des „Dialogs“ sind zum einen die Marschallin de Broglie, eine ebenso fromme und kinderreiche wie attraktive Dame von Welt, zum anderen der mit ihrem Mann verabredete Philosoph Crudeli, angeblich ein „Mann, der an gar nichts glaubt“ (3). Beiden nutzen die unvermutete Wartezeit für eine geistreiche „Unterhaltung ... wider und für die Religion“ – wobei mit Religion das Christentum gemeint ist und sich das Gespräch um Verhältnis von Religion und Moral dreht: Motiviert der christliche Glaube zum Guten – und umgekehrt der Unglaube zum Schlechten? Ja, so die Antwort der Katholikin, denn die Religion hat ja den Sinn,



die sündige menschliche Natur mit der Androhung göttlicher Strafe von heimlich oder offen geplanten Übeltaten abzuschrecken; der Ungläubige hingegen, der keine göttliche Strafe befürchtet, kapituliert vor dem Bösen. Auf der Linie aufklärerischen Denkens widerspricht der Philosoph: Wer glücklich geboren und gut erzogen wird, der macht im Leben die Erfahrung, dass es vorteilhaft ist, anständig zu leben; schlechte Handlungen versteht er als eine Folge fehlender Konsequenz. Vor allem aber bestreitet Crudeli die Auffassung, Religion sei eine Stütze der Moral. Sein stärkstes Argument, das den Kern des christlichen Glaubens tangiert, lautet, dass die Vorstellung einer „Gottheit, die allbedeutend und völlig unfaßbar“ und zudem wichtiger als das eigene Leben (7) ist, von Fanatikern dazu benutzt wird, Hass und Zwietracht zu sähen: in Familien, in Ländern und zwischen Völkern. Ein eher galantes Argument, das in Zeiten von #MeToo mit Widerspruch rechnen muss, besteht in Crudelis Beobachtung, dass die frommen wie modebewussten Pariser Damen die Gebote der Bergpredigt nicht ernst nehmen, lassen sie sich doch dekolletierte Kleider schneiden, was Männer – zumindest gedanklich – zum Ehebruch verführt.

Ohne Religion, so Madame de Broglie, gibt es keine Hoffnung auf ein Weiterleben nach dem Tod. Und für die Aussicht, in den Himmel zu gelangen, lohnt es durchaus, sich „auf einen kleinen Kuhhandel mit dem lieben Gott“ einzulassen, indem man auf „allerlei Annehmlichkeiten“ verzichtet (4). Der Philosoph hält dagegen: Er hege keine solche Hoffnung, weil er sich eine Auferstehung nicht vorstellen könne. Schwerer wiegt sein zweiter, durchaus theologischer Einwand: Ein strenger Richter, der die geheimsten Gedanken eines tugendhaften Menschen durchschauen und beurteilen kann, ist eine ganz und gar unwürdige Gottesvorstellung. Muss ein göttlicher Richter nicht eher so gedacht werden, dass er die Verleugnung seiner Existenz, falls sie guten Glaubens geschieht, vergibt – und nur über die üblen Gedanken und Werke sein gerechtes Urteil spricht?

Diderot hat die Überzeugungskraft der vorgebrachten Argumente ungleich verteilt: Die Marschallin, eine charmante Vertreterin des Ancien Régime, bekennt freimütig, nichts anderes als ihr Gebetbuch gelesen zu haben (6). Die von ihr angeführten Argumente zugunsten der Religion gleichen exakt denen, die bereits der Sophist Kritias im 5. Jh. v. Chr. äußerte – wobei die Frage, ob das Christentum nicht einen wichtigen Beitrag zur Wertevermittlung in einer überkomplexen Welt leistet, nach wie vor virulent ist. Reichlich naiv ist Madame de Broglies Gedanke, mit Gott lasse sich ein lukrativer Tauschhandel – Wohlverhalten auf Erden im Tausch gegen einen Platz im Himmel – betreiben. Außerdem legt der Gedanke, Religion motiviere zu Sitte und Moral, es nahe, über funktionale Äquivalente zur Religion nachzudenken. Genau das macht Crudeli und plädiert für eine autonome Moral, die aus Gründen der

Vernunft befolgt wird. Seine Überzeugung freilich, schlechte Handlungen seien lediglich die Folge fehlender Konsequenz, kann mit nüchternem Blick auf die Wirklichkeit nur als eine aufklärerische Naivität bezeichnet werden; die Marschallin, die von der „sündigen Natur“, oder Kant, der von einem „Hang zum Bösen“ spricht, sind da realistischer. Bemerkenswert jedoch ist es, dass ausgerechnet ein Atheist einen als „Big Brother“ verstandenen Gott mit der Würde des Menschen unvereinbar hält und darum für einen barmherzigen (Richter-)Gott plädiert.

Dem Aufklärer Crudeli geht es um ein vorurteilsloses Selberdenken – aber ohne „den Ehrgeiz, ... zum Unglauben zu bekehren“ (12). Es macht Freude, mit Diderot und seinen Protagonisten die „Unterhaltung ... wider und für die die Religion“ fortzuführen. Deshalb ist die „Friedenauer Presse“ sehr zu loben, die die „Unterhaltung“ in einem schönen fadengehefteten Büchlein zugänglich gemacht hat.

Thomas Menges

Stephen Hawking

Kurze Antworten auf große Fragen

Aus dem Englischen von Hainer Kober unter Mitarbeit
von Susanne Held

Stuttgart: Klett-Cotta. 2018

255 Seiten mit s/w-Abbildungen

20,00 €

ISBN: 978-3-608-96376-2

Albert Einstein war der erste Popstar der Wissenschaftsgeschichte. Er genoss seine Berühmtheit, spielte aber auch mit ihr und war ein regelrechter filou oder sogar ein Clown. Albrecht Fölsing hat in seiner grossartigen Einsteinbiographie diese seine lustige Seite herausgearbeitet. Sie hatte zur Folge, dass Einstein sich über alles und jedes äusserte, aber immer mit einem Augenzwinkern. Es gibt einige Physiker, die sich auch zu allem äussern, aber ohne die ironische Doppelbödigkeit Einsteins.

Im Wiener Kreis vor 100 Jahren war die „Unified science“ Mode. Weil alles aus Atomen besteht, dachte man, es ließen sich alle Wissenschaften auf die Physik reduzieren. Wer Physik studiert hat, wisse alles. Das glaubt heute niemand mehr. Schon allein die Biologie ließ sich nicht auf die Physik reduzieren, geschweige denn Psychologie, Soziologie oder Geschichtswissenschaft. Daher war der Naturalismus gezwungen, den Kreis der Wissenschaften immer mehr zu erweitern. Heute zählen alle empirischen Wissenschaften zum Naturalismus (was immer das heißen möge).

Stephen Hawking war auch ein Popstar der Wissenschaftsgeschichte und zugleich ein großer Physiker mit wesentlichen Entdeckungen im Bereich der Quantenkosmologie. Als er im März 2018 verstarb, hat man ihn in der Kathedrale von Westminster Abbey in London zwischen Newton und Darwin begraben. Das war eine weise Entscheidung, denn Hawking war einer der ganz Großen. Nicht weniger imponierend ist sein Umgang mit der Amyotopen Lateralsklerose, einer Nervenkrankheit, die im Alter von 21 Jahren bei ihm diagnostiziert wurde und die die Ärzte veranlasste, seine Lebenserwartung auf wenige Jahre zu begrenzen. Wie sehr sie sich geirrt haben!



Wir können also nicht im Zweifel sein, dass wir es mit einem Genie zu tun haben, und, was vielleicht sogar noch mehr ist, mit einem Menschen, der sein schweres Schicksal mit Geduld und Humor bis zum Ende trug. All dies sei unbenommen. Die im Folgenden geäußerte Kritik an seinen populärwissenschaftlichen Extrapolationen bleibt davon unberührt, denn Stephen Hawking ist ein Physiker der ersten Stunde. Wer etwas von Physik versteht, der versteht alles und hat zu allem etwas zu sagen.

Hawking war Atheist und hat sich immer wieder zur Frage nach Gott geäußert, so auch in diesem seinem letzten Buch. Seine Schlussfolgerung lautet: Wir brauchen keinen Gott, weil wir alles so erklären können. In seiner Sichtweise ist die Welt aus dem Nichts entstanden. Es gibt dafür keinen Grund. Das Quantenvakuum zerfällt spontan in Materie und Antimaterie. Daraus wird dann die Welt. Wir haben keinerlei Veranlassung, nach der Ursache des Urknalls zu fragen, denn in der Anfangssingularität hört die Zeit auf. Es gibt kein Zuvor und damit keinen Platz für Gott, etwas zu bewirken. Aber all dies ist einfach nur verkehrt.

Zunächst einmal stützt sich Hawking auf eine Vereinigung von Quanten- und Allgemeiner Relativitätstheorie, die höchst umstritten ist. Diese beiden Theorien sind bis heute nicht konsistent verbunden. Damit könnte seine Beschreibung des ersten Anfangs schon rein empirisch falsch sein, abgesehen davon, dass sie selbst dann, wenn sie richtig wäre, durch eine noch bessere überholt werden könnte. Damit rechnet er nicht. Er betont immer wieder, dass die Physik kurz davor sei, die endgültige Theorie des Universums entdeckt zu haben. Aber was, wenn es eine solche Theorie überhaupt nicht gibt? Man hat schon oft geglaubt, im Besitz einer endgültigen physikalischen Theorie zu sein, und hat sich jedesmal geirrt. Soviel zur empirischen Grundlage seiner Überlegungen.

Doch weiter: Das Quantenvakuum ist nicht nichts, wenn es doch die Eigenschaft hat, in Materie und Antimaterie zerfallen zu können. Das Nichts (falls es das gibt) kann auch keine Eigenschaften haben. Ferner: Wenn in der Anfangssingularität die Zeit aufhört, dann bleibt doch das Faktum, dass es den Kosmos auch nicht geben könnte, was allein die Frage nach Gott dringlich macht. Eine entscheidende Frage stellt Hawkins niemals: Woher kommen eigentlich die Naturgesetze? Selbst wenn er zeigen könnte, dass die Materie in einem spontanen, unverursachten Prozess entsteht, warum genügt sie dann präzisen, mathematisch beschreibbaren Gesetzen, die seit 14 Milliarden Jahren konstant bleiben?

Es war diese Frage nach der unglaublichen Präzision der physikalischen Grundgesetze, die Physiker wie Planck, Einstein und Heisenberg zu gläubigen Menschen machte (wenn auch nicht zu Christen). Der Physiker und Theologe John Polkinghorne hat solche Gedanken im Rahmen seiner natürlichen Theologie systematisiert. Aber an Hawking ist all dies vorbeigegangen, weil er eben glaubt, mit der Physik sei es schon getan.

Der Rest des Buches, der nicht von Physik handelt, ist Common Sense plus blinder Wissenschaftsgläube. Ein Beispiel für viele: Hawking ist sich sicher, dass uns die Roboter demnächst in allem übertreffen werden, um eine neue Stufe der Evolution einzuläuten, bei der wir überflüssig werden. Gleichwohl gibt er ganz biedere moralische Ratschläge, wie wir mit der zukünftigen Robotik umgehen sollten. Was jetzt? Wenn die Roboter uns in Zukunft in jeder Hinsicht übertreffen, dann werden sie sich nicht moralisch von uns ausbremsen lassen.

Hawking ruht in der Kathedrale von Westminster Abbey in London. Er möge ruhen in Frieden. Wir bewahren in ihm das Andenken an einen großen Physiker und Menschen. Seine populärwissenschaftlichen Bücher müssen wir aber nicht wirklich ernst nehmen, noch nicht einmal als Provokation. Er hat damit viel Geld verdient, wie er freimütig gesteht. Es sei ihm gegönnt.

Hans-Dieter Mutschler

Catrin Misselhorn
Grundfragen der Maschinenethik

Stuttgart: Reclam Verlag. 2018
283 Seiten
9,80 €
ISBN 978-3-15-019583-3

Es vergeht kein Tag, ohne dass in der Presse Siegesmeldungen abgedruckt werden, in welcher Hinsicht die Computer bzw. Roboter den Menschen übertreffen. Als der IBM-Computer „deep blue“ Kasparow im Schachspiel besiegte, war das eine Sensation. Inzwischen haben wir uns daran gewöhnt, dass die Computer im Go-Spiel oder im Poker gewinnen. Computer komponieren, malen Bilder, fällen Urteile und stellen Diagnosen. Nichts scheint ihnen unmöglich.

Wir müssen uns also, so scheint es, darauf einstellen, dass die Welt demnächst voll ist von Robotern, die autonom handeln können und die ihrerseits moralische Agenten sind. Was das wohl heisst, wird in der neuen Disziplin der „Maschinenethik“ diskutiert. Wohlgemerkt: Es geht nicht darum, dass es für uns moralrelevant ist, wie wir mit solchen Maschinen umgehen, in dem Sinn, wie es wichtig ist zu klären, ob wir Atomkraftwerke verantworten können oder den Eingriff in die menschliche Keimbahn. Es geht um eine Ethik der Maschinen, nicht der Menschen.

Das Buch von Frau Misselhorn behandelt diese Fragen ausführlich. Sie kennt nicht nur die angewandte, sondern auch allgemeine Ethik, Metaethik, Sprachphilosophie, Leib-Seele- oder Gehirn-Geist-Debatte, allgemeine Metaphysik und wägt in ihrer Untersuchung bezüglich aller Probleme klug das Für und Wider ab. Wollte jemand einen Überblick über die Diskussion zur Maschinenethik gewinnen, dann wäre er mit diesem Buch sehr gut bedient.



Ohne Anmerkungen, Literaturliste usw. hat das Buch 220 kleine Seiten, wie das bei den gelben Reclam-Bändchen der Fall ist. Heruntergerechnet auf ein normales Buch wären es vielleicht 120. Das ist sehr wenig für eine Publikation, die derart ausführlich daherkommt, und hat zur Folge, dass der Text so dicht und nichtredundant geschrieben ist, dass der Leser immer wieder Pausen machen muss, so als müsste er Pulverkaffee essen ohne heißes Wasser. Aber das kann den Vorgaben des Verlages geschuldet sein, der womöglich ein Buch unter 10 € herausbringen wollte.

Bei aller enzyklopädischen Kenntnis, bei allem ungewöhnlichen Scharfsinn beschleicht den Leser nach einiger Zeit der Verdacht, eine solche Maschinenethik sei vielleicht doch ein hölzernes Eisen. Lassen wir einmal die Science Fiction-Literatur weg, die die Autorin am Ende des Buches behandelt, und beschränken uns auf das, was Computer und Roboter heute schon können und in Zukunft noch können werden, so ist doch in keiner Weise zu erwarten, dass sie moralische Agenten und moralische Adressaten sein werden. Merkwürdigerweise betont die Autorin häufig, dass diese Maschinen kein Bewusstsein haben. Kann man bewusstlos moralisch handeln?

Es gibt Versuche, „moralische Maschinen“ zu bauen, z.B. bei den selbstfahrenden Autos. Man kann ihnen eine utilitaristische Ethik einprogrammieren, dass sie im Grenzfall lieber 10 alte Menschen überfahren als 3 junge, die ihr Leben noch vor sich haben. Aber so etwas macht ein Auto nicht zu einer moralischen Maschine. Sie realisiert einfach ein vorgegebenes Programm. Würde es moralische Maschinen geben, dann müssten wir folgende Überlegungen anstellen, die in diesem Buch nirgends vorkommen: Müssten wir nicht „Krankenhäuser“ für defekte Roboter einrichten, anstatt sie zu verschrotten? Bräuchten wir nicht Altersheime für Roboter, die die geforderte Leistung nicht mehr erbringen, oder Behindertenwohnheime für Fehlkonstruktionen? Müsste es nicht spezielle Richter für Roboter geben, die die Gesetze übertreten, Robotergefängnisse und Roboterfriedhöfe?

Unser moralisches Verhältnis zu anderen Menschen hängt wesentlich an unserer Empathiefähigkeit. Die Autorin behandelt die Frage dort, wo es um Pflegeroboter geht, und beklagt, dass sie kein empathisches Verhältnis zu ihren Patienten haben werden. Aber das Umgekehrte ist doch auch der Fall: Wenn ein Roboter kein Bewusstsein hat, dann können wir uns nicht in ihn hineinfühlen, d.h. wir können ihn gar nicht als ein moralisches Wesen wahrnehmen. Solche Überlegungen kommen in diesem Buch nirgends vor. Aber wenn es ethische Maschinen geben könnte, dann wären sie doch fundamental.

Fundamental wären auch die möglichen Grenzen der Robotik. Es scheint, dass Computer und Roboter ihre Stärke bei klar abgrenzbaren Aufgabenstellungen haben. Das ist z.B. nicht der Fall beim Verständnis der Alltagssprache. Diese wandelt sich dauernd, ist nicht algorithmisierbar und hängt von unserer leibzentrierten Wahrnehmungsfähigkeit und der sozialen Umgebung ab, die sich ebenfalls ständig wandelt, während die Schachregeln immer gleichbleiben. Daher ist es trotz heroischer Anstrengungen niemals gelungen, eine Maschine zu bauen, die die natürliche Sprache versteht. Sollten wir nicht vielmehr erst einmal überprüfen, was diese Maschinen wirklich können, dann bräuchten wir vielleicht gar keine Maschinenethik.

Hans-Dieter Mutschler

Lukas Brand

Künstliche Tugend

Roboter als moralische Akteure

Regensburg: Friedrich Pustet Verlag. 2018

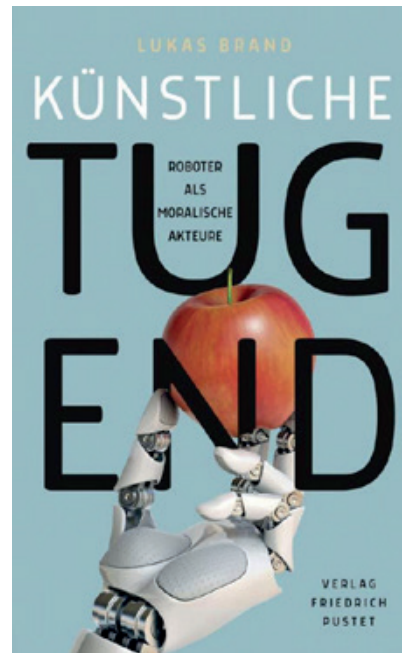
152 Seiten

16,95 €

ISBN 978-3-7917-3016-5

Lukas Brand sieht die Entwicklung von Robotern kommen, denen man beibringen müsste, selbstständig ethische Urteile auf einem menschenähnlichen Niveau zu fällen. Das ist die Aufgabe einer Maschinenethik, die man jetzt entwickeln müsse, um nicht Gestaltungsprozesse zu versäumen. Maschinenethik ist in der Sicht Brands etwas anderes als Ingenieursethik, durch welche der Entwickler von Automaten eine ethische Sensibilität ins Programm der ablaufenden Aktionen hineinschreibt; so erkennt beispielsweise ein automatischer Rasenmäher durch seine Sensoren spielende Kinder und weicht ihnen aus, um sie nicht zu verletzen. Wieder etwas anderes ist die Technikethik, die Entscheidungen des Menschen betrifft, dessen Handlungsspielraum durch Technik erweitert ist; das trifft beispielsweise zu, wenn jemand, der eine Waffe aus der Ferne lenkt, einen Schuss unterlässt, solange er die Tötung von Zivilisten nicht ausschließen kann.

Das Problem einer Maschinenethik entsteht, weil das Verhalten künstlicher Intelligenz, die technisch in neuronalen Netzwerken verwirklicht wird, vom Programmierer nicht mehr vollständig vorherbestimmt wird. Das beruht auf einer Programmierstrategie, die als deep learning bezeichnet wird. Dabei „lernt“ die Maschine nicht mehr anhand vorgegebener Pfade, etwa wenn ein Nutzer die Schaltflächen seines Rechners an seine Bedürfnisse anpassen kann, sondern die Maschine „lernt“ auf einem nicht vorherbestimmten Weg, und zwar dadurch, dass sie eine Rückmeldung bekommt, wenn sie besser geworden ist. So lernen Maschinen heutzutage, Sprachbefehle oder Gesichter richtig zu erkennen oder Sätze aus einer Sprache in eine andere richtig zu übersetzen. Der Turingtest formuliert die Frage, ob man eine Maschine erzeugen kann, deren Verhalten von dem eines Menschen nicht mehr unterschieden wer-



den kann. Dabei geht es nicht um einen künstlichen Menschen, denn die Leib-Geist-Einheit, die einen Menschen ausmacht, kann eine Maschine nicht sein. Es sind deshalb simulierte Emotionen, simuliertes Verstehen, was die Maschine zeigt; das allerdings kann sie so perfekt, dass wir ihr Verhalten von dem eines Menschen nicht unterscheiden können.

Unter dieser Vorgabe prüft der Verfasser, ob eine künstlich intelligente Maschine eigenständig ethische Entscheidungen treffen könne. Dazu würde es nicht ausreichen, den hedonistischen Kalkül des Utilitarismus – der nach dem Verhalten sucht, das die Lust der meisten Betroffenen vermehrt und Schmerz vermeidet – von einer Maschine ausrechnen zu lassen oder den kategorischen Imperativ als Algorithmus zu formalisieren. Denn selbst wenn die Maschine über eine Theorie verfügt, ethisch relevante Situationen zu erkennen und richtige Schlüsse über diese Situation aus einem ethischen Modell abzuleiten, ergibt sich daraus noch nicht, dass die Maschine auch Handlungsoptionen erkennen und aus ihnen auswählen kann.

Brand greift auf Aristoteles zurück, der die Tugend, insbesondere die der Klugheit, als Frucht eines Erfahrungslernens begreift. In diesem Sinn könnte man Tugend dadurch imitieren, dass die Maschine im Sinne eines deep learning moralisch relevanten Situationen ausgesetzt und ihr rückgemeldet wird, ob sie sich darin als tugendhafte Maschine bewährt hat. Als Problem bemerkt der Verfasser, dass in unterschiedlichen kulturellen Kontexten ganz andere Trainingsaufgaben für relevant gehalten werden und andere ethische Bewertungen für richtig. Daraus folgt, dass ethische Entscheidungen soweit irgend möglich beim Menschen verbleiben sollten. Doch wo es zu schmutzig, zu ekelhaft und zu gefährlich ist, einen Menschen hinzuschicken, da könnte man auch Automaten die Aufgabe übertragen, ethisch relevante Entscheidungen in einer unvorhergesehenen Situation autonom zu treffen. Ein Beispiel wäre ein autonomes Fahrzeug, das in einem Kriegs- oder Katastrophengebiet entscheiden müsste, zu welchen Verletzten es zuerst hinfährt, um dringend benötigte medizinische Hilfsmittel zu bringen.

„Künstliche Tugend“ greift ein interessantes und relevantes Problem auf, keine Frage, aber das Buch ist übereilt gearbeitet. Das Brexit-Referendum am 23. Juni 2016 lag vor der Wahl Donald Trumps zum US-Präsidenten am 8. November 2016. Brand stellt es so dar, als sei die US-Wahl zuerst von Cambridge Analytica manipuliert worden und der Brexit erst danach. Solche sachlichen Fehler und solche in Orthografie, Zeichensetzung und Grammatik beeinträchtigen das Lesevergnügen. Brand hätte sich außerdem Rechenschaft darüber ablegen müssen, für wen das Buch gedacht ist, was man dieser Zielgruppe erklären muss und welches Wissen die Klientel schon hat. Er hätte seiner Gliederung treu bleiben und mit den Wertungen warten sollen, bis die Grundlagen dazu erarbeitet sind, anstatt sie bereits im den Definitionen gewidmeten Kapitel vorab zu bringen.

Fazit: Lukas Brand hat interessante Ideen zu einem aktuellen und relevanten Thema, aber es wäre mehr drin gewesen.

Karl Vörckel

Raimon Panikkar / Hans-Peter Dürr

Liebe – Urquelle des Kosmos

Zwei Wissende und Weise im Gespräch über Religion und Naturwissenschaft

Herausgegeben von Roland R. Ropers

Kevelaer: Verlagsgemeinschaft topos plus. 2017

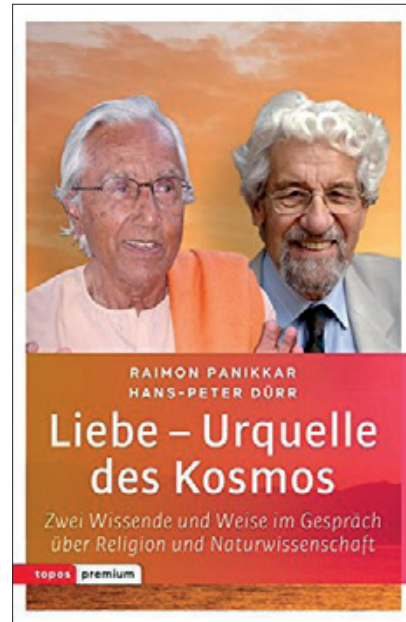
237 Seiten

17,95 €

ISBN 978-3-8367-0027-6

Bereits im Jahr 2008 erschien im Herder-Verlag „Liebe – Urquelle des Kosmos“, das nun in leicht erweiterter Form 2017 bei topos premium eine Neuauflage erfuhr. Mittlerweile sind die beiden Autoren und Gesprächspartner des Bandes Raimon Panikkar (1918-2010) und Hans-Peter Dürr (1929-2014) verstorben. Entsprechend wurde das Buch vor allem um zwei Würdigungen des Religionsphilosophen bzw. Theologen Pannikar und des Physikers Dürr ergänzt.

Der topos-Band enthält nach einer Einleitung des Herausgebers Roland R. Ropers die Vita von Raimon Panikkar, die mit dessen letztem Brief an seine Freunde („Der Tod ist eine Tür!“) endet. Es schließen sich ein Text Panikkars („Der Mensch ist der Künstler der Schöpfung“) und ein zweisprachiges Lob auf diesen, verfasst von Ropers („Der allgegenwärtige Klang“), an. Dem folgen die Vita von Hans-Peter Dürr und dessen Texte „Zwei Sprachen“ und „Quantenphysikalische Weltbetrachtung“ sowie nochmals ein Text von Pannikar („Kosmotheandrische Vision“). Nach rund 100 Seiten ist sodann und als Kernstück des Buches ein Dialog zwischen Panikkar und Dürr abgedruckt, den diese im Jahr 2003 im Laufe von sechs Tagen in Katalanien führten und der die folgenden rund 120 Seiten füllt.



Das Buch mäandert in der ersten Hälfte zwischen Texten des Herausgebers und der beiden Wissenschaftler hin und her und bereitet auf diese Weise – unbeabsichtigt? – auf den seiner Natur nach ebenfalls bisweilen sprunghaften Dialog in der zweiten Hälfte vor. Schon in der Wahl des Buchuntertitels „Zwei Wissende und Weise [...]“, dann vor allem aber in den Würdigungen und Texten des Herausgebers wird deutlich, wie persönlich tief beeindruckt Ropers von den beiden Denkern Panikkar und Dürr war, deren Gespräch er moderieren durfte. Das Buch erinnert, ehe die beiden selbst zu Wort kommen, daher auch stark, ja etwas zu aufdringlich, an eine Hagiografie. Leserin und Leser müssen ferner erst einmal 50 Seiten hinter sich lassen, ehe Panikkar und Dürr ihre Thesen in jeweils rund 20 Seiten langen eigenen Beiträgen etwas ausführlicher entfalten können. Der Priester Panikkar reißt hierbei das kosmotheandrische Prinzip an, wonach das Göttliche, das Menschliche und das Irdische drei unverzichtbare Dimensionen seien, die die Wirklichkeit ausmachen. Der ehemalige geschäftsführende Direktor des Max-Planck-Instituts für Physik und Astrophysik Dürr konstatiert die prinzipiellen Grenzen der Wissenschaft, die tiefe Wirklichkeit lasse sich nicht begreifen.

Der Dialog zwischen Panikkar und Dürr wird zum einen für die Leserin und den Leser anstrengend, wenn sie sich auf den Sprachduktus des Buches nicht einlassen mögen oder können (z.B. Dürr: „Wegen der unauftrennbaren Verbindung der Welle mit dem Meer, durch Liebe, bleiben auch wir als Teilhabende durch unser umfassendes Selbst, Advaita, mit allem verbunden“ (213)). Zum anderen hätte man sich an vielen Stellen größere und systematischere Tiefenbohrungen gewünscht, als sie der Dialog leistet (und vielleicht auch leisten kann).

Seine Stärke entfaltet der Dialog vor allem gegen Ende, an dem sich die Dialogpartner in ihrem gegenseitigen Verstehen angenähert zu haben scheinen und sich fragen, wie sie sich selbst wiederum dem Unfassbaren annähern können: „Das gelingt vielleicht nur in Metaphern und Gleichnissen“ (212), die „den anderen nur helfen können, sich an etwas zu erinnern, was sie eigentlich im Innersten auch schon wissen“ (225).

Dirk Preuß

Doris Nauer

Mensch

Christliches Menschenbild heute?

Verständlich erläutert für Neugierige

Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag. 2018

256 Seiten m. Abb.

24,00 €

ISBN 978-3-17-034956-8

Es wird heutzutage immer wieder beschworen: das sogenannte „Christliche Menschenbild“. Kirchliche Schulen, Bildungswerke und soziale Einrichtungen in kirchlicher Trägerschaft berufen sich in ihren Leitbildern darauf. In Medien und in der Politik wird es gerne bemüht, um eine traditionelle Werteorientierung anzuzeigen. Gefühlt weiß man irgendwie, was mit dem christlichen Menschenbild gemeint ist. Doch bei dem Versuch, es konkret zu definieren, kämen die meisten von uns wahrscheinlich ins Stocken.

Doris Nauer, Professorin an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar, geht der Frage nach dem christlichen Menschenbild nun mit einer eigenen Publikation zum Thema auf den Grund. Es handelt sich dabei um den Fortsetzungsband ihres 2017 erschienenen Buches „Gott. Woran glauben Christen?“ Dort wie hier hat Nauer den Anspruch, für ein interessiertes Breitenpublikum unabhängig von religiöser oder theologischer Vorbildung zu schreiben. Sie verzichtet deshalb weitgehend auf die Verwendung von Fach- und Sondersprache. Komplexe Sachverhalte, Argumentationszusammenhänge und theologiegeschichtliche Entwicklungen stellt sie in einer schlichten populärwissenschaftlichen Sprache differenziert und gut verständlich dar. Immer wieder geht es dabei auch um die Frage, welche Engführungen und Missverständnisse in der christlichen Anthropologie aus heutiger Sicht zu überwinden sind und wie traditionelle Sprachbilder in unsere Zeit übersetzt werden können.



Zu Beginn diskutiert die Verfasserin die Frage, inwiefern der Begriff „Menschenbild“ (im Singular) überhaupt angemessen ist. Sie spricht ihm ein „positives Container-Potential“ zu und macht sich im Folgenden daran, die vielschichtigen Inhalte darzustellen. So entsteht ein buntes Mosaik von Bausteinen einer jüdisch verwurzelten, biblisch begründeten christlichen Anthropologie.

Einen breiten Raum nimmt die Auseinandersetzung mit der Leib-Seele-Thematik ein. Nauer zeigt auf, wie sich die platonisch-neuplatonische Vorstellung von einer unsterblichen Seele als eigenständigem Teil des Menschen in der christlichen Geistesgeschichte bis heute weitgehend durchgesetzt hat, obwohl sie überhaupt nicht biblisch ist und mit Sicherheit nicht der Vorstellungswelt Jesu bzw. der frühen Christen entsprach. Die Verfasserin macht anschaulich, welche fatalen Folgen der Leib-Seele-Dualismus bis heute hat. Und sie legt plausibel dar, wie die aktuellen Erkenntnisse der Neurowissenschaften zwar genau dieses dualistische Menschenbild widerlegen, nicht jedoch die Grundzüge einer biblisch fundierten Anthropologie.

Letztere ist für Nauer von tiefen Ambivalenzen und Paradoxien geprägt. Unter der Überschrift „Fast Gott gleich & Staub“ untersucht sie die grundlegende menschliche Ambivalenzerfahrung in der jüdischen Bibel. Mit dem Stichwort „Sündig & Erlöst“ spricht sie die anthropologischen Paradoxien des Neuen Testaments an und diskutiert Themen wie die Erbsünde, Rechtfertigung, Endgericht, Hölle und Fegefeuer, Teufel und Dämonen.

Gerahmt wird der biblische Kernteil des Buches von einer humanwissenschaftlich orientierten Analyse der Mehrdimensionalität des Menschseins und von einem ethischen Plädoyer für die Menschenwürde, wobei das säkulare und das theologische Konzept von Menschenwürde ausdrücklich unterschieden, aber als weitgehend miteinander kompatibel angesehen werden. Im Schlussteil setzt Nauer sich mit den Leitbildern christlicher Einrichtungen der Caritas bzw. Diakonie auseinander.

Für den Religionsunterricht bietet das Buch einen sehr guten und fundierten Überblick zu allen anthropologischen (und damit verbundenen theologischen, philosophischen und ethischen) Themen. Zahlreiche Schaubilder bieten Anregungen, wie sich komplexe Zusammenhänge grafisch gut veranschaulichen lassen. Außerdem finden sich im Buch immer wieder optisch abgesetzte Zitate aus der einschlägigen Literatur. Diese kleinen Zitate-Sammlungen eignen sich als Fundgrube für kurze, prägnante Texte, mit denen in der Schule gearbeitet werden kann.

Besonders der Unterricht in der gymnasialen Oberstufe wird hiervon profitieren (z.B. E1.3 „Aspekte christlicher Anthropologie“, aber auch Q3 „Ethik“ und Q4 „Kirche“ im Hinblick auf das caritative Engagement kirchlicher Einrichtungen). Im Religionsunterricht an Beruflichen Schulen nehmen anthropologische Themen mitunter einen besonders breiten Raum ein. Lehrkräfte in diesem Bereich werden im vorliegenden Buch ebenfalls viele wertvolle inhaltliche Anregungen und Hintergrundinformationen finden.

Sebastian Lindner

Eberhard Schockenhoff

Kein Ende der Gewalt?

Friedensethik für eine globalisierte Welt

Freiburg: Herder Verlag. 2018

759 Seiten

58,00 €

ISBN 978-3-451-37812-6

Ein Schwergewicht von einem Buch hat der Freiburger Moraltheologe Eberhard Schockenhoff mit seinem aktuellen Kompendium zur Friedensethik vorgelegt – und dies im wahrsten Sinne des Wortes: Auf gut 5 ½ Pfund Papier kommt sein neuestes Werk daher; etwa 6 cm Breite werden dafür im Bücherregal benötigt. Klotzen, nicht kleckern – so lautet die Devise des Autors, und das in jeder Hinsicht. Auf 759 Seiten fasst er – den Bogen von der Antike bis in die Gegenwart spannend – den Forschungsstand einer Disziplin zusammen, die erst seit geraumer Zeit wieder Fahrt aufnimmt, nachdem sich unter den Vorzeichen einer neuen Machtpolitik die Weltfriedenshoffnungen der 1990er Jahre endgültig zerschlagen haben. Dabei kommen weder historische, exegetische, theologiegeschichtliche, ethische noch gegenwartsbezogene Aspekte zu kurz. In jedem Fall enthält das Buch (wieder einmal) Stoff für mehr als ein Semester und belegt eindrucksvoll sowohl die akademische Brillanz seines Autors wie auch dessen kongeniales Vermögen, eine schier unübersichtliche Fülle an Literatur systematisch zusammenzufassen und sprachlich gekonnt auf den Punkt zu bringen. Zwar räumt Schockenhoff in seinem Vorwort durchaus ein, wie „weit verzweigt die Fragestellungen aus vielen Einzelwissenschaften, insbesondere aus der Geschichtswissenschaft, der (historischen) Friedensforschung, der Theorie der internationalen Politik, der Nationalökonomie und der Völkerrechtswissenschaft sind“ (5), mutet aber seinen Leserinnen und Lesern genau dieses thematische Füllhorn zu. Sach- und fachkundig nimmt er sie an der Hand, um in vier großen Themenkreisen durch mehr als 2500 Jahre Kriegs- und Nachkriegsreflexion über die (Un)Möglichkeit des Friedens zu führen.



Neben einem geschichtlichen Überblick (I. Teil: Kriegserfahrungen und Friedenshoffnungen von der Antike bis zu Gegenwart) bildet die Lehre vom gerechten Krieg (II. Teil) den mit rund 300 Buchseiten auch quantitativen Schwerpunkt des Buches. Ihren Zusammenbruch proklamiert der Verfasser angesichts der Totalität der Kriegsführung des 20. Jahrhunderts, welche ihrerseits in einen die Welt lähmenden Zustand der Rüstungsspirale mündete. Geradezu heilsam lenkt er von diesem Nullpunkt aus den Blick auf die biblische Friedenshoffnung (III. Teil), die somit als Ouvertüre für die „Systematische Entfaltung der Friedensethik“ (IV. Teil) dient. In deren Zentrum stehen in geradezu prophetischer Diktion die „Säulen eines gerechten Friedens“ (Kap. 3), auf denen eine tragfähige internationale Friedensordnung fußen soll: Wahrung der Menschenrechte – Förderung von Rechtsstaatlichkeit und Demokratie – freier Welthandel – Fortentwicklung überstaatlicher Strukturen. All dies knüpft eng an die Grundsätze der päpstlichen Lehrverkündigung des 20. Jahrhunderts an und lässt sich insbesondere aus der Enzyklika *Pacem in terris* des Konzilpapstes Johannes XIII. heraus entwickeln. Aufschlussreich ist dieser Teil der Darstellung eher deshalb, weil Schockenhoff

die kirchliche Soziallehre hier in philosophische, ökonomische, soziologische und politologische Diskurse einordnet und ihr dadurch ein (noch) größeres Gewicht verleiht.

Besonders wohltuend ist in diesem Abschnitt aber auch das zweite Kapitel, das aus der Sicht des moraltheologisch geschulten Lesers gerne mehr Aufmerksamkeit verdient hätte, als nur das Prélude zu einer genügend bekannten sozialetischen Entfaltung zu sein. Hier geht es um den anthropologischen Grundkonflikt, der an der Wurzel der Friedensethik überhaupt steht: der Mensch zwischen Gewaltbereitschaft und Friedensfähigkeit. Die Entscheidung dieses Konfliktes sei maßgeblich dafür, ob ein gerechter Friede überhaupt für möglich erachtet werden könne. Die christliche Erbsündenlehre vor dem Hintergrund psychologisch-kulturwissenschaftlicher Erkenntnisse aktualisierend ausdeutend sieht der Verfasser diese Möglichkeit dann als gegeben, wenn „der Mensch eine aktive, mühevoll Anstrengung [unternahme], um die Gegenkräfte des Guten zu mobilisieren“ (548). Unter der Voraussetzung einer solchermaßen zu persönlichem Einsatz herausgeforderten Freiheit seien es die klassischen (christlichen) Tugenden, die – „als Gegenstrategien der Liebe gegen den Hass“ – den Frieden unter den Menschen herbeizuführen vermöchten. Diese sind es wert, hier eigens einmal genannt zu werden: Toleranz, Gewaltfreiheit, Dialog- und Kompromissfähigkeit, Zivilcourage, Opferbereitschaft, Entschlossenheit; Geduld und Versöhnungsbereitschaft. Gerade letztere vermöge es, „auf dem Höhepunkt eines Konflikts, wenn beide Seiten sich in ihren Sackgassen zu verrennen drohen, seine Auflösung zu antizipieren, indem sie den ersten Schritt auf den anderen zugeht und Versöhnung anbietet.“ (576) Dies sei, so Schockenhoff, „die wirksamste Vorübung für den Frieden“ (577).

Die letzten 70 Seiten führen den Leser wieder auf den harten Boden der weltpolitischen Realität zurück, indem sie neue Herausforderungen für die Friedensethik benennen. Womöglich versucht der Verfasser dadurch dem Titel seines Werkes gerecht zu werden, das sich ja ausdrücklich an die „globalisierte Welt“ des 21. Jahrhunderts richtet. Obwohl wichtige Themen der gegenwärtigen und zukunftsnahe Dis-

kussion über die Bedingungen eines gerechten Weltfriedens angesprochen werden – humanitäre Intervention, Terrorismusbekämpfung, targeted killing, autonome Waffensysteme, Cyber-Kriege –, vermag gerade dieser Abschnitt im Hinblick auf das sonstige Potenzial des Buches wenig zu überzeugen und endet ebenso abrupt, wie das ganze Werk einsetzt: mit dem Krieg als Ausgangs- und Endpunkt des Nachdenkens über den Frieden. Hier hätte man sich ein originelleres und optimistischeres Fazit gewünscht, das die Sprengkraft der christlichen Friedensbotschaft noch einmal aufgreift und der ohnmächtigen Gewalt die Übermacht der Liebe entgegenstellt: „die einzige dynamische Kraft, die imstande ist, die Geschichte zum Guten und zum Frieden voranschreiten zu lassen“ (Johannes Paul II. in seiner Botschaft zum Weltfriedenstag 2005).

In großem Respekt vor der geradezu enzyklopädischen Leistung des Autors mag das Werk all denen empfohlen sein, die einen kenntnisreichen, sich gelegentlich in akademischen Formulierungen verästelnden Überblick über den aktuellen Stand der friedensethischen Diskussion erwarten. Durch die systematisch dargelegte Entwicklung des Friedensgedankens unter Einbeziehung sämtlicher relevanter Autoren und Beiträge mag das Buch mit Fug und Recht als neues „Standardwerk“ der Friedensethik gelten. Wenn man in Kauf nimmt, dass es an innovativen, inspirierenden Ideen über weite Strecken mangelt, wird man von seiner Lektüre in jeder Hinsicht profitieren: allgemeinbildend ist sie allemal. Insbesondere denen, die in Lehre und Unterricht auf ein fundiertes Grundlagen- und Hintergrundwissen nicht verzichten wollen, sei das Buch ans Herz gelegt, ohne vor der Fülle des Stoffes zurückschrecken zu müssen: Es lässt sich durchaus auch auszugswweise lesen!

Markus Kremer

Konrad Hilpert / Sigrid Müller (Hg.)
Humanae vitae – die anstößige Enzyklika
Eine kritische Würdigung

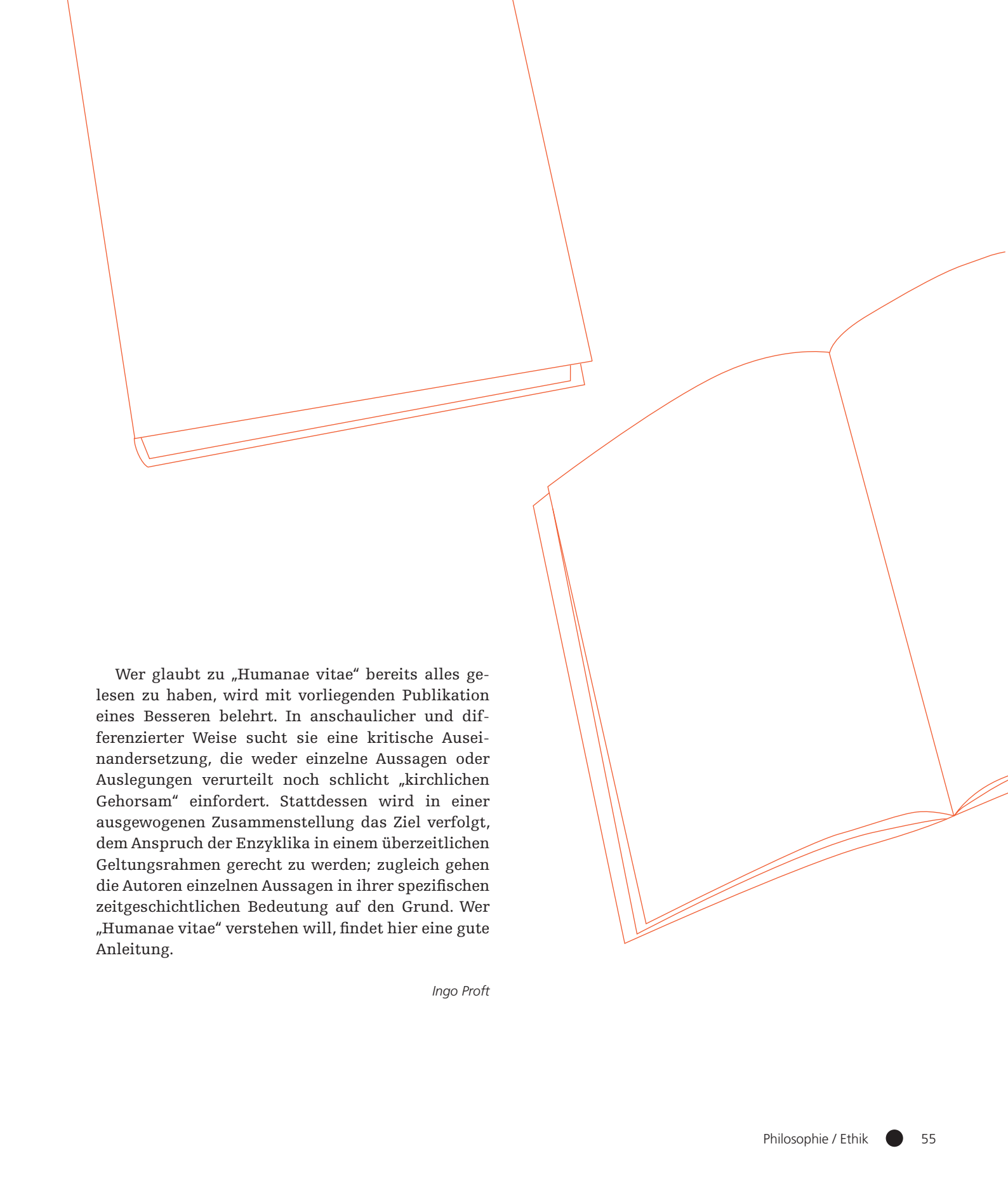
Freiburg: Herder Verlag, 2018
390 Seiten
38,00€
ISBN 978-3-451-38256-7

Zum 50-jährigen Jubiläum der vieldiskutierten Enzyklika „*Humanae vitae*“ widmen der emeritierte Lehrstuhlinhaber für Moraltheologie Konrad Hilpert (LMU München) und die Professorin für Theologische Ethik Sigrid Müller (Kath.-Theol. Fakultät Wien) dieser einen rund 390 Seiten starken Sammelband. Die 22 Beiträge von renommierten Fachvertretern aus Theologie, Ethik und Gesellschaftslehre bieten in drei Kapiteln gut strukturierte und fundierte Artikel. Diese erlauben sowohl einen substanziellen Einblick in innerkirchliche Prozesse und Abläufe zur Entstehung der Enzyklika und der Rezeptionsgeschichte als auch eine kritische Auseinandersetzung mit heutigen Fragen und veränderten Problemstellungen im Umfeld von „*Humanae vitae*“.

Ganz konkret wird dem Leser neben einer kompakten chronologischen Hinführung ein Einblick in das weite Feld einer moraltheologischen Auseinandersetzung in der Verhältnisbestimmung von Natur und Sexualität geboten. Ferner bilden Themen wie die Theologie des Leibes nach Papst Johannes Paul II. und Fragen der modernen Fortpflanzungsmedizin weitere Bezugspunkte der breiten theologischen Debatte im Umgang mit Fortpflanzung und Generativität wie dem Körper als sozialer Ausdrucksgestalt. Technische Überlegungen zur verantwortlichen Elternschaft bilden dabei ebenso einen zentralen Angelpunkt der wissenschaftlichen Diskussion wie die Frage, ob es ein individualethisches Recht auf ein Kind gibt. Gerahmt werden diese Überlegungen durch weiterführende sozialetische Fragen zum Bevölkerungswachstum und zur Bestimmung der menschlichen Sexualität in der Beziehung von Natur und Kultur.



Die hier getroffene wissenschaftliche Auseinandersetzung mit „*Humanae vitae*“ ist dabei keineswegs historisierend, sondern versteht sich als eine lebensnahe und zugleich kluge, sachorientierte Auseinandersetzung, die sich den unterschiedlichen Deutungsströmen der Vergangenheit nicht entzieht. Argumente des Naturrechts werden ebenso in ihrer Geltung neu ins Bewusstsein gebracht wie tradierte Argumentationslinien kritisch hinterfragt. Die Unterscheidung zwischen zeitbedingten Deutungsansätzen und anthropologischen Grundaussagen prägt dabei die unterschiedlichen Zugänge, die die Artikel dieses Bandes wählen. Letztlich geht es, so Dietmar Mieth (98), auch nach fünfzig Jahren „*Humanae vitae*“ um die Frage der Glaubwürdigkeit in der Kirche und damit um die Humanität des christlichen Glaubens in der Sexualethik.

The background of the page features abstract, hand-drawn red lines. On the left, there is a large, irregular shape that resembles a stylized letter 'L' or a corner of a page, with multiple parallel lines. On the right, there is a more complex, multi-sided shape that looks like a stylized 'P' or a similar letter, also composed of multiple parallel lines. The lines are thin and have a slightly irregular, organic quality.

Wer glaubt zu „*Humanae vitae*“ bereits alles gelesen zu haben, wird mit vorliegenden Publikation eines Besseren belehrt. In anschaulicher und differenzierter Weise sucht sie eine kritische Auseinandersetzung, die weder einzelne Aussagen oder Auslegungen verurteilt noch schlicht „kirchlichen Gehorsam“ einfordert. Stattdessen wird in einer ausgewogenen Zusammenstellung das Ziel verfolgt, dem Anspruch der Enzyklika in einem überzeitlichen Geltungsrahmen gerecht zu werden; zugleich gehen die Autoren einzelnen Aussagen in ihrer spezifischen zeitgeschichtlichen Bedeutung auf den Grund. Wer „*Humanae vitae*“ verstehen will, findet hier eine gute Anleitung.

Ingo Proft

Petra Bahr

Wie viel Religion verträgt unsere Gesellschaft?

Berlin: Nicolai Verlag, 2018

66 Seiten

20,00 €

ISBN 978-3-96476-004-3

Mit der zum Titel gewordenen Frage bezieht sich die Regionalbischöfin der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover auf eine Wahrnehmung von Religion, die deren öffentliche Präsenz mit der des Islams gleichsetzt. Und dann ist es zu der Assoziati-on von Gewalt und Terror nicht weit. Ohne die Gefahr eines religiös motivierten Terrors zu verharmlosen, macht sie mit Recht darauf aufmerksam, dass Fana-tismus und Gewalt auch dort lauern, wo unter Beru-fung auf eine angeblich neutrale Vernunft religiöse Wahrheitsansprüche nicht minder fundametalistischer zurückgewiesen werden. Hier erkennt sie eine dem Laizismus inhärente Gefahr, die sich historisch im jakobinischen Terror gezeigt habe und im Atheismus eines Richard Dawkins oder Michael Schmidt-Salomon regelmäßig verdrängt werde. Den gleichen Vorbehalt äußert sie allerdings auch gegenüber denjenigen, die sich zwar gerne auf das christliche Abendland berufen, aber in ihrer eigenen Lebensfüh-rung sich nicht zu demjenigen christlichen Glauben bekennen, dessen Tradition sie als Schutzwall gegen die Ausbreitung des Islams beschwören. Ihnen wirft sie vor, dass sie das Christentum als „Identitätsat-trappe“ für Zwecke politischer Selbstbehauptung in-strumentalisieren. Vor allem vergäßen sie, dass „das christliche Abendland [...] der geopolitische und gei-stige Raum verheerender religiöser Bürgerkriege“ gewesen sei, in dem „sich weltliche Machtansprüche nur religiös ausstaffierten“. Insbesondere gebe es „in der Herzkammer des Christentums“ eine „Juden-feindlichkeit, die [...] geistige Grundlage für den Zi-vilisationsbruch des 20. Jahrhunderts“ geworden sei und als „kultur- und zivilisationsstiftende Kraft [...] ihre zerstörerische Fratze gezeigt“ habe.



Bei der zuletzt genannten Äußerung ist es verwun-derlich, wie man nach den bahnbrechenden Studien von Angenendt ohne weitere Differenzierung zu ihr gelangt. Die erstgenannte stellt hingegen zu Recht fest, dass es bei den so genannten Religionskriegen keineswegs um die politische Durchsetzung religiöser Wahrheitsansprüche ging, sondern die Refor-mation einen ungewollten Strudel machtpolitischer Neuordnung auslöste. Dann wäre es aber einmal in-teressant gewesen zu erfahren, was der christliche Glaube abseits seiner zu Recht kritisierten politi-schen Funktionalität für die Autorin bedeutet.

Umso differenzierter fällt ihr Blick auf die öf-fentliche Wahrnehmung des Islams aus. Mit Recht behauptet sie, dass die öffentliche Debatte um den Islam zu einem großen Teil eine Kopftuchdebatte sei. Während sie im Blick auf das Christentum mit der Zuschreibung von „Identitätsattrappen“ recht groß-zügig umgeht, wird nun mit dem Kopftuch einem „Stück Stoff“ und seiner symbolischen Aufladung eine wohlwollende Differenzierung zuteil.

Der bereits genannte Arnold Angenendt attestierte dem Prozess der Aufklärung eine positive Wahrnehmung des Islams, und diese zeigt sich etwa dort, wo Lessings Ringparabel mit ihrer Idee vom Wettstreit um das Gute auf die Sure 5,48 des Koran zurückgreift. Angenendt fügte aber hinzu, dass diese Öffnung gegenüber dem Islam von einer „Missachtung des Eigenen“ begleitet werde. Es fällt nicht schwer, das vorliegende Buch in diesem Sinne der Aufklärung zuzuordnen.

Allerdings schreibt die Autorin dem Christentum dann doch einen ganz entscheidenden Wirkungsimpuls zu, den es in die europäische Geschichte eingetragen habe: den Vorrang des Individuums vor dem Kollektiv. Aber haben die eingangs inkriminierten Beschwörer des christlichen Abendlandes nicht möglicherweise gerade diesen Impuls gemeint? Diese Frage stellt sich umso mehr, als die Autorin betont, dass das daraus entwickelte Menschenbild noch in seiner säkularisierten Gestalt bis heute wirksam sei.

So bleibt die Leitfrage, wie viel Religion unsere Gesellschaft vertrage, weitgehend unbeantwortet. Der einzige Ansatz, den das vorliegende Buch dazu vorlegt, besteht im Hinweis auf Schleiermachers Verständnis von Religion als demjenigen Sinn und Geschmack für das Unendliche, der alle Verabsolutierung des Endlichen verbietet. Das Bewusstsein einer solchen „Religionskritik“, die „aus dem Geist der Religion erwächst“, gälte es allerdings weiterzuentwickeln.

Gerd Neuhaus

Martin W. Ramb / Holger Zaborowski (Hg.)

Arbeit 5.0
oder Warum ohne Muße alles nichts ist

Göttingen: Wallstein Verlag, 2018

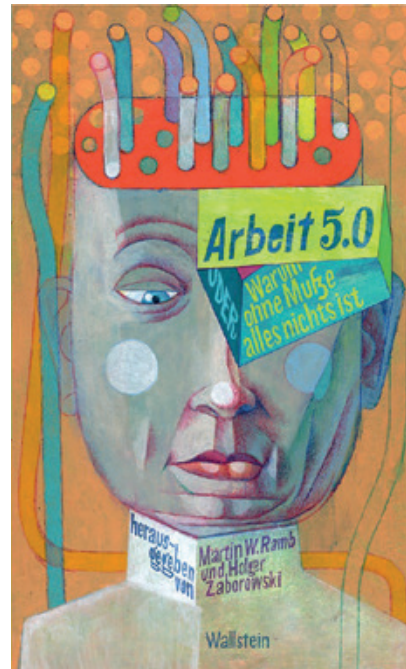
400 Seiten m. Abb.

22,00 €

ISBN 978-3-8353-3340-6

Der Titel „Arbeit 5.0“ bezieht sich auf diejenige Gestalt der Arbeit, die nach dem kommen wird, was im politischen Jargon „Arbeit 4.0“ heißt und uns gegenwärtig umgibt: der vierten – nämlich digitalen – Revolution unserer Arbeitsverhältnisse. Der Untertitel „Warum ohne Muße alles nichts ist“ erweckt dabei den Eindruck, die Möglichkeit der Muße sei bedroht. Inwieweit sie das ist, machen auf unterschiedliche Weise die 26 Beiträge deutlich, die im Einzelnen angemessen zu würdigen hier nicht möglich ist.

So zeigt ein Teil der hier versammelten Beiträge, dass die Digitalisierung der Arbeit einen enormen Zuwachs an Freizeit bedeuten kann. Und dieser zeitliche Zugewinn kann so weit reichen, dass Menschen ohne entsprechende Qualifikation immer weniger die Chance haben, überhaupt eine Arbeit zu finden, und in einer ganz ungewollten Weise sehr viel Zeit für sich haben. Allerdings verdient eine solcherart gewonnene Freizeit nicht den Namen Muße, sondern ist einfach entwürdigend. Dazu kommt der schlichte erkenntnistheoretische Sachverhalt, dass die Gehalte unserer Erfahrung erst in der Kontrastierung durch ihr Gegenteil ihren spezifischen Erlebniswert gewinnen. Eine Freizeit, die zum Normalzustand und in diesem Sinne selbstverständlich geworden ist, verliert automatisch ihre Erlebnisqualität. In diesem Sinne gewinnt die Muße den ihr eigenen Stellenwert erst im Gegenüber zur Arbeit.



In diesem Zusammenhang betonen manche Beiträge, dass das griechische Verständnis von Muße elitäre Züge hat und sich auf dem Rücken der Sklaven entwickelt, welche die Arbeit verrichten. Erst der biblische Schöpfungstext hat der Arbeit und der Muße ihre jeweils eigene Würde verliehen. Denn er hat sie dadurch in ein angemessenes Verhältnis zueinander gerückt, dass Gott am siebten Tag das Ergebnis seines Wirkens vollendet, indem er es aus der Hand legt und aus dem solcherart gewonnenen Abstand „sehr gut“ findet.

So wird die Muße dem Leser vor allem als eine Form des Abstands zur Arbeit präsentiert, die nicht – wie etwa die Pause im Arbeitsprozess oder der Urlaub – zur Wiedergewinnung der Arbeitskraft dient. Ihre Eigenart gegenüber der Arbeit besteht vielmehr in ihrer Nichtfunktionalität. Gerade dadurch erweist sie sich aber auf mannigfache Weise als bedroht, etwa indem unser Freizeitverhalten durch eine entsprechende Industrie durchorganisiert wird oder indem wir durch digitale Medien bis in die letzten Winkel unserer privaten Existenz rund um die Uhr ansprechbar bleiben. Wo also einst in der Phase von „Arbeit 1.0“ die Freizeit die Rettung aus einem Arbeitsprozess bedeutete, in dem der Einzelne sich ansonsten verlor, gilt in der Phase von „Arbeit 4.0“ die Umkehrung eines berühmten Hölderlin-Wortes: Wo das Rettende naht, wächst auch die Gefahr. So plädieren einige Beiträge für ein Recht auf Nichterreichbarkeit in der Freizeit.

Dabei ist die Muße offensichtlich auch nicht ganz nutzlos. Aber sie bekommt ihren Nutzen nicht aus dem Arbeitsprozess zugewiesen, sondern entwickelt ihn auf geradezu anarchischem Wege: Wo Kant grundlegende Einsichten, die dann in sein Werk eingegangen sind, beim Spaziergehen gewonnen habe, sei dies bei Einstein im Halbschlaf geschehen.

Damit sind freilich nur einige Grundlinien des vorliegenden Sammelbandes angesprochen. Die Lektüre seiner 400 Seiten setzt im positiven Wortsinne diejenige Muße voraus, von der im Untertitel die Rede ist.

Gerd Neuhaus

Wir danken den „Stimmen der Zeit“ für den Wiederabdruck

Hans-Joachim Höhn

Ich

Essays über Identität und Heimat

Würzburg: Echter Verlag. 2018

160 Seiten

14,90 €

ISBN 978-3-429-04454-1

Das Ich steht in der (Spät-)Moderne an jener Stelle, „wo es die Grammatik immer schon hingestellt hat: auf Rang eins.“ Die Versuche des Ichs, sich in sich oder aus sich heraus zu (er-)finden, führt in tiefe Aporien, aus denen der christliche Glaube die Kraft hätte herauszuführen. Diese „Zeitdiagnose“ – unvermeidlich mit dem verpönten „doppelten Maß“: das Evangelium im Licht dieser Zeit, diese Zeit im Licht des Evangeliums verstehen – führt Höhn in vier Themenkreisen durch.

Der erste Themenkreis (Kap. 2) widmet sich der Freiheitsliebe. Worum es dem Menschen heute im Leben geht, ist, dieses als ein „eigenes“ zu leben. Das verlangt, möglichst viele Optionen zu haben. Aber das Offenhalten der Optionen ist von einer selbst-aufhebenden Tendenz bestimmt. Erstens muss man sich Optionen leisten können. Das erfordert Anpassung an Erfordernisse ökonomischer Systemlogiken und insofern Bedrohung der Autonomie. Zweitens ist dasjenige, das in der Mitte seiner Verfügungsmasse steht, nämlich das Ich, darauf angewiesen, dass es selbst unverfügbar ist. Die Unverfügbarkeit der Freiheit wird erst dort sichtbar, wo sie anderer Freiheit „gegenüber“ ist. Freiheit ruft Freiheit hervor (die Frage die Antwort; die Erklärung die Einsicht; das Du, das Ich etc.). Allerdings schließt diese Befreiungstat an ein bereits Gegebenes an: Menschen setzen einander frei, indem sie sich als Freie begegnen – d.h. die Freiheit anerkennen als etwas, das ihrer Verfügung entzogen ist. Diese Unbedingtheit der Freiheit aber lässt sich letztlich nur denken, wenn ihr Grund eine jeder Bedingung entzogene unbedingte Wirklichkeit ist, die mit dieser ihrer Unbedingtheit bedingte Freiheit will und meint.



Zweiter Themenkreis. Dass das Ich möglichst viel Offenheit haben will, ist nur die eine Seite, die andere verhält sich entgegengesetzt zu ihr: Ich will jemand sein, originell und authentisch – darin liegt nun Festlegung, und diese soll zugleich sichtbar sein (soziale Medien als „Profilbild“ und Tätowierung als Bestimmung dessen, was ich „nicht mehr loswerden will“). Aber auch hier begegnen die Aporien reiner Selbstsetzung. Denn was gibt einem solchen Selbstentwurf eigentlich Sinn und Wert – schon die Tatsache, dass ich ihn „gewollt“ habe? Entsprechend häufig wechseln Profilbilder, verdoppeln sich Identitäten im Internet, koinzidiert die Explosion der Tattoo-Kunst mit den Möglichkeiten, sie wegzulassern. Wieder gibt es einen Ausweg aus dem Dilemma nur durch die Beziehung: Zu mir zu stehen heißt, zu meinen Bezügen zu stehen; die anerkennen, die mit mir sind, und von ihnen Anerkennung erfahren. Unüberbietbar in ihrer identitätsschaffenden Potenz ist die Beziehung zu jener „Wirklichkeit, als deren Gegenüber sich der Mensch als Person, d.h. in seiner Freiheit, Unvertretbarkeit und Beziehungsfähigkeit angesprochen und ‚gemeint‘, realisieren kann.“ Erst in der Erkenntnis, von Ihm in Da wie Sosein gewollt zu sein, verliert meine Existenz das zwanghaft „Gewollte“.

Dritter Themenkreis: Identität und Differenz. Unverwechselbare Identität habe ich nur in der Unterscheidung von anderen. Aber wenn alle unterschiedlich sind, was ist dann am Unterschiedlichsein noch unterschiedlich? Von dort her spricht Höhn eine deutliche Warnung aus, primär auf das unterscheidend Christliche setzen zu wollen. Denn es ist keineswegs gesagt, dass das „unterscheidend Christliche“ auch das „entscheidend Christliche“ ist. Das entscheidend Christliche ist vielmehr, dass es zwischen Gott und Geschöpf einen Unterschied bekennt, der einerseits alle zwischen Geschöpfen mögliche Unterschiedenheit um ein Unendliches übertrifft und andererseits gerade so ihre „je größere Gemeinsamkeit“ als Kinder Gottes begründet. Das unterscheidend Christliche ist also, das die von ihm bewahrte Unterscheidung verbindet.

Viertens: Heimat. Sie tritt vor allem dann in den Blick, wenn sie – durch Aus- oder Zuzug – bedroht oder verloren ist. Der wesentliche Beitrag des Christentums in dieser Sache besteht in der grundstürzenden Behauptung, dass die Heimat, die „im Rückspiegel“ liegt, nicht entscheidend ist. Heimat liegt vor uns. Es geht nicht darum, zurück, sondern dem Reich Gottes nahe zu kommen. Und zu diesem Reich gehört vor allem, dass es uns gelingt, miteinander zu sein. Insofern missbraucht derjenige das Christentum, der es als nostalgische Kraft versteht; seine „Heimat ist im Himmel“.

Der Verfasser hat ein beeindruckendes Plädoyer mit einem großen phänomenologischen und analytischen Gespür für die Strebungen unserer Zeit vorgelegt. Wenn man etwas kritisieren kann, dann vielleicht, dass die Zeitdiagnose den bei weitem größten Platz des Buches einnimmt. Angesichts der Gegenlogik, die ihre Aporien lösen könnte, hätte deren Entwicklung mehr Platz verdient. Das ist Klagen auf hohem Niveau: ein beeindruckender Gang durch die Dialektik der Selbstverwirklichung und eine Richtungsweisung, dass „in und zu unserer Zeit“ der christliche Glaube statt von gestern „an der Zeit ist und zugleich über diese Zeit hinausweist.“

Franziskus von Heereman

Armin Nassehi / Peter Felixberger (Hg.)
Kursbuch 196: Religion, zum Teufel!

Hamburg: Kursbuch Kulturstiftung. 2018

191 Seiten m. farb. Abb.

19,00 €

ISBN 978-3-96196-032-3

Der Titel „Religion, zum Teufel!“ legt eine falsche Spur, insinuiert er doch eine scharfe Abrechnung mit (dem Erscheinungsbild der) Religion. Den Teufel bekommt der Leser dennoch präsentiert – und zwar von dem Comic-Zeichner Ralph Niese, der in der Mitte des vorliegenden Kursbuches mit seinen frechen, grellen Illustrationen die Karriere Luzifers vom Paradies bis in unsere diabolischen Tage nachzeichnet (93-112).

Allgemein formuliert geht es in den verschiedenen Beiträgen um eine Revision überholter Urteile über und einen neuen Blick auf aktuelle Probleme von Religion, wobei in aller Regel das Christentum und der Islam gemeint sind. Deshalb ist es kaum verwunderlich, dass den kritischsten Beitrag der Theologe Gregor Maria Hoff beigesteuert hat, der unter dem kryptischen Titel „Kirche zu, Problem tot!“ (26-41) die Missbrauchsproblematik in die katholischen Kirche reflektiert: Es handele sich um das systemische Problem einer sich abschottenden Institution, die das Amt des Geistlichen, der ja in der Nachfolge des Gottessohnes tritt, sakralisiert; Dogmatik und Kirchenrecht regeln intern, was zu regeln ist, korrigierende Außenperspektive werden nicht zugelassen. Der massive öffentliche Druck und die gegenwärtigen innerkirchlichen Diskussionen lassen hoffen, dass – dem Teufel sei Dank – eine bislang totale Institution wirkliche Korrekturen auf den Weg bringt.

Karl Marx hielt die Religion für eine „Privatschulle“ – eine Überzeugung, die, so der Soziologe Armin Nassehi (42-58), der Eigenart religiöser Kommunikation nicht gerecht wird. Im Anschluss an Niklas Luhmanns Sozialtheorie erläutert er am Beispiel der Krankenhauseelsorge, dass hier auch ohne explizite religiöse Botschaft eine „religiöse Erfahrung“ induziert werden kann (48). Charakteristisch für diese spezifische Kommunikation ist zum einen



die Ausnahmesituation, bei der – wie bei anderen Übergangssituationen des Lebens ebenfalls – das Ganze des eigenen Lebens in den Blick kommt, und zum anderen die für das gesellschaftliche Teilsystem Religion typische Funktion einer Transformation der Unbestimmtheit von Welt in eine Bestimmtheit mit Verweis auf eine transzendente Größe (53, 57).

Ein Grund für die religiöse Aufladung (welt)politischer Großkonflikte liegt nach Nassehis Auffassung in der strukturellen Ähnlichkeit der gesellschaftlichen Teilsysteme Religion und Politik. Die Funktion des politischen Systems besteht darin, Chaos und Gewalt durch bindende Entscheidungen zu unterbinden und auf diese Weise eine kollektive Ganzheit – wie Nationalstaat, Umma, christliches Abendland, ect. – herzustellen. Das Konfliktpotenzial – sei sie wie im Fall der Religion individuell, sei sie wie im Fall der Politik kollektiv – liegt darin, dass es für die imaginierte Ganzheit „weder ein realistisches Korrelat gibt noch eine empirische Fallibilität, dafür aber umso mehr soziale Energie zur Erzeugung einer Ganzheitsperspektive“ (56).

Auf diesem Hintergrund erklärt Nassehi die Islamisierung der dritten Generation von Migranten in Europa damit, dass sie die Unbestimmtheit ihrer gesellschaftlichen Situation durch eine demonstrative Zugehörigkeit zum Islam in eine Bestimmtheit überführen können. Konkreter wird der Soziologe und Politikwissenschaftler Aladin El-Mafaalani, der verschiedene Spannungsfelder bei muslimischen Jugendlichen beschreibt, die die Wahrscheinlichkeit extremer Reaktionen erhöhen (145-153). So skizziert er den Konflikt zwischen der angeblichen Überlegenheit der Muslime und ihrer faktischen Schwäche, die einerseits durch eine Abwendung, andererseits durch eine Überidentifizierung und Radikalisierung mit dem Islam überwunden werden kann – wobei sich letzteres exakt mit Nassehis Argumentation deckt.

Aus dem weltanschaulich neutralen Staat mit Religionsfreiheit ergibt sich, so Karsten Fischer, Professor für politische Theorie, eine Win-win-Situation für Demokratie und Religion (59-73). Die Religionsgemeinschaften akzeptieren demokratische Mehrheitsentscheidungen selbst dann, wenn sie den eigenen Wahrheitsansprüchen widersprechen, und können umgekehrt mit staatlicher Förderung wie etwa dem konfessionellen Religionsunterricht rechnen. Auf dieser religionspolitischen Folie kritisiert Fischer ebenso die in Großbritannien aus Integrationsgründen geschaffenen Scharia-Gerichte, die eine religiös-rechtliche Parallelordnung zur Folge haben, wie die Anbringung von Kreuzen in bayerischen Amtsstuben, die eine kulturelle Identität ausdrücken sollen. Dass Religion Privatsache ist, heißt – anders als in Frankreich – nicht, ihr „eine öffentliche Rolle und Funktion streitig machen zu wollen“ (70). Fischer hält ein „radikal laizistisches Verständnis mit dem politischen Liberalismus ... [für] unvereinbar“ (70). Eine ähnlich kritische Einschätzung des französischen Laizismus, der vergeblich versucht, die sichtbare religiöse Präsenz muslimischer Migranten aus dem öffentlichen Raum zu verbannen, teilen in ihren Beiträgen Monika Wohlrab-Sahr (155) und Hinrich Claussen (118f).

Zwei Autoren äußern sich zu dem Globalthema Migration und Asyl. Jens Spahn bezeichnet seinen in der katholischen Kirche verwurzelten Glauben sowie die Lehren der Aufklärung als Richtlinien seines politischen Handelns und bekennt sich zum säkularen Staat samt Religionsfreiheit. In seinem Gastbeitrag (74-82) kritisiert der derzeitige Gesundheitsminister einen unduldsamen und gesinnungsethischen Moralismus in der Asyl-Problematik, weil dieser eine offene Debatte verhindert, die Folgen politischen Handelns ausklammert und Kompromisse verunmöglicht. Ähnlich argumentiert der evangelische Theologe Johann Hinrich Claussen, der „Sechs Mosaiksteine einer Religion der Migration“ (113-127) zusammenträgt. Dass das Thema Migration eine bedeutsame religiöse Dimension hat, zeigt sich u.a. darin, dass christliche Trump-Anhänger in ihrer Einstellung gegenüber Fremden offener sind als säkulare. Das tätige Engagement für Migranten mit Wort und Tat schärft das Profil des Protestantismus, darf aber nicht in Moralismus verfallen, sondern muss eine Balance von Nächstenliebe und Nüchternheit bzw. von Barmherzigkeit und Besonnenheit halten (126).

Die Aufsätze von Johanna Pink sowie von Monika Wohlrab-Sahr und Reinhard Schulze leisten Aufklärung im besten Sinne, weil sie gegen verbreitete Vorstellungen über den Islam dessen geschichtliche Vielschichtigkeit ins Spiel bringen. Üblich ist die Behauptung, aus „dem“ Koran ließe sich ableiten, was „der“ Islam ist. Dagegen setzt die Islamwissenschaftlerin Johanna Pink zunächst die „störrische Mehrdeutigkeit der Schrift“ (131): Viele Stellen des Korans sind unbestimmt und mehrdeutig, was unterschiedliche Interpretationen erlaubt; andere Stellen dürfen nach Auffassung der Ausleger nicht wortwörtlich verstanden werden. Hinzu kommt, dass beispielsweise die koranische Bestimmung, dass im Falle befristeter Schulden ein Mann durch zwei weibliche Zeugen zu ersetzen ist (Sure 2,282), mit angeblich mangelnden intellektuellen Fähigkeiten von Frauen in Verbindung gebracht wird; aber diese Interpretation ergibt sich nicht aus dem Koran, sondern folgt islamischem Recht sowie gesellschaftlichen Annahmen!

Für das Verständnis des Islams sind weiterhin die Hadith-Sammlungen als Quelle von Recht und Glauben, die unterschiedlichen Rechtsschulen sowie die Rolle der mystischen Orden unerlässlich. Am Beispiel Saudi-Arabien wird offensichtlich, dass eine bestimmte Korandeutung mit politischer Macht durchgesetzt wurde. Wo hingegen pluralistische Debatten möglich sind, werden Alternativen zum traditionellen bzw. islamistischen Schriftverständnis entwickelt – bis zu einem „Queer Islam“, der, wie am obigen Beispiel gezeigt, gesellschaftliche Überzeugungen mit dem Koran zu vereinbaren versucht.

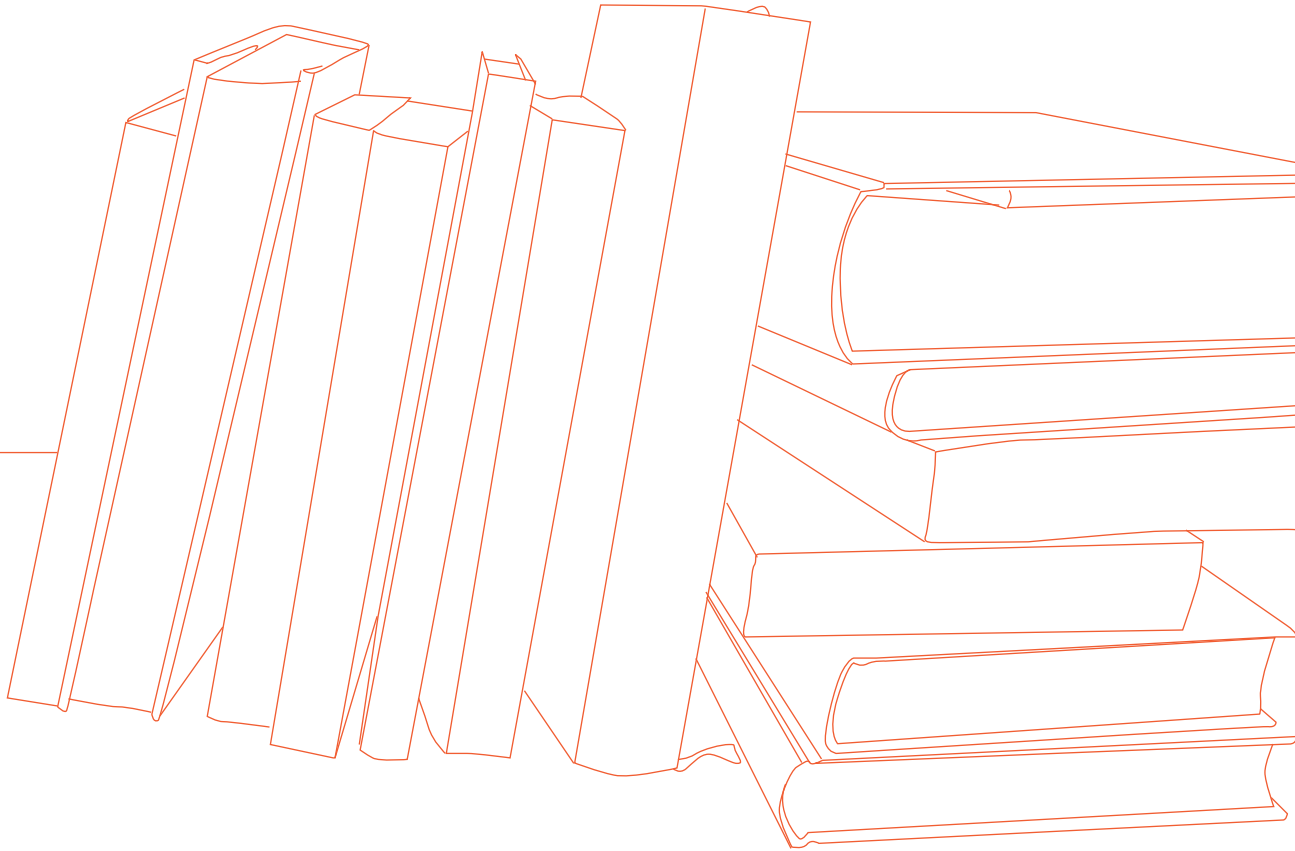
Üblich ist zudem die Überzeugung, dass in der islamischen Welt Staat und Religion eine unauflöslliche Einheit bilden und die Differenz von profan und säkular mit dem Islam unvereinbar sei; neueren Datums ist die postkoloniale Kritik, diese Unterscheidung bilde eine wissenschaftliche Gestalt des westlichen Kolonialismus. Dem widerspricht die Kultursoziologin Wohlrab-Sahr (154-170): Mit „vorsichtiger Heuristik“ und „religionshistorischem Blick“ stellt sie indigene, säkular und profan entsprechende Unterscheidungen heraus wie die Ulama als Spezialisten der Textauslegung, die Funktionsunterscheidung zwischen Kalifat und Sultanat oder „das ewige Tauziehen zwischen religiöser Macht und der Macht von Laien“ (163f).

Auf der gleichen Linie argumentiert der Islamwissenschaftler Schulze, dessen bereits vor 30 Jahren im Kursbuch erschienener Aufsatz hier erneut abgedruckt ist (171-189). Er sieht Ansätze einer „Selbstsäkularisierung“ zum einen in den mystischen Traditionen, die eine auf Gott gerichtete Religiosität vor „der rein rechtlich verfassten islamischen Gemeinde (Umma)“ zu bewahren versuchen (179). Zum anderen beobachtet er eine vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart reichende „Traditionslinie von der Muhammadisierung des Islam[s]“ (187), die – wie in Saudi-Arabien zu beobachten – mit einer klaren Trennung zwischen öffentlicher und privater Sphäre einhergeht.

Nicht unerwähnt bleiben darf die ganz wunderbare, humorvolle Weihnachtserzählung der Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff: „Drei Tannen“ (13-25) fliehen vor ihrem Schicksal als Weihnachtsbäume und schlagen Wurzeln um einen Bildstock herum; als am Weihnachtstag der Gekreuzigte aus dem Marterl steigt, geben die Tannen ihm Schutz, weil sie in ihm ein schutzbedürftiges Geschöpf, wie sie es selbst sind, erkennen.

So viele Perspektiven, so viele Einsichten – zum Teufel, mehr kann man von einer Kulturzeitschrift wie dem Kursbuch kaum erwarten.

Thomas Menges



Martin Blay / Michael Winklmann (Hg.)
**Philosophieren über Gott und die Welt mit Calvin
und Hobbes**

Freiburg: Herder Verlag. 2018

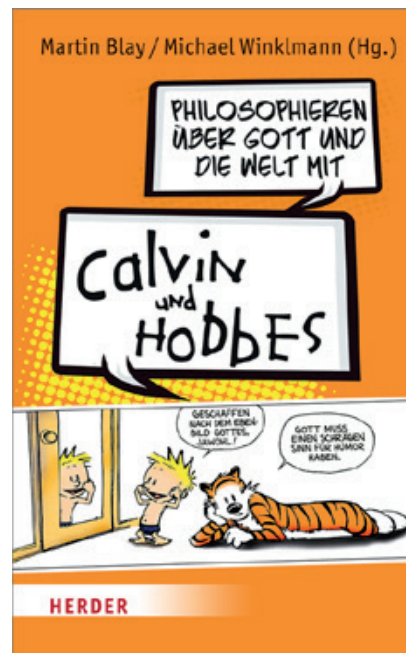
138 Seiten m. s-w Abb.

14,00 €

ISBN 978-3-415-38064-8

Es gehört zu den elementaren Aufgaben einer modernen Theologie, ihr notwendiges Verhältnis zur Philosophie zu reflektieren und immer wieder neu zu bestimmen. Will der christliche Glaube seinem Anspruch auf allgemeine Rationalität gerecht werden, so müssen neuzeitliche, moderne und postmoderne Philosophien aufgegriffen und für die Theologie erschlossen werden. Diese komplexe Herausforderung führt konsequenterweise dazu, dass die Auseinandersetzung mit philosophischen Fragen ihren festen Ort in den Curricula der Schulen und Universitäten besitzt. Gleichzeitig stellt sich für Verantwortliche in religiösen Lern- und Bildungsprozessen die Frage immer wieder neu, wie philosophische Themen didaktisch ansprechend aufgearbeitet werden können.

Dieses Desiderat war Anlass für die beiden jungen Theologen Michael Winklmann und Martin Blay, einen Band herauszugeben, der sich als eine kompakte und leicht lesbare Einführung in theologisch-philosophische Grundfragen versteht. Ausgangspunkt ist in der Konzeption des Sammelbandes der in den 1980er Jahren von Bill Watterson entwickelte Comic-Strip „Calvin und Hobbes“. In wenigen Bildern wird hier die Geschichte einer Freundschaft zwischen dem sechsjährigen Calvin und dem Tiger Hobbes erzählt. Es mag verwundern, warum ausgerechnet eine bereits 1995 eingestellte amerikanische Comic-Serie die Beschäftigung mit philosophischen Fragen innerhalb religiöser Bildungsprozesse initiieren soll, doch werden im Verlauf der einzelnen Geschichten aus dem Leben von Calvin und Hobbes mit wenigen Federstrichen große theologische und philosophische Themen formuliert. Die Namen der beiden titelgebenden Hauptfiguren verweisen bereits auf das Feld der unentscheidbaren Fragen, so klingen in ihnen die zwei berühmten Denker der Neuzeit an, der englische Philosoph Thomas Hobbes und



der französisch-schweizerische Theologe Johannes Calvin. Analog zu ihren lebenswirklichen Vorbildern sind die Charaktere der beiden Helden innerhalb des Comic-Strips modelliert, erweist sich Calvin hier als ein konsequenter und innovativer Denker, Hobbes dagegen als eine zweifelnde Persönlichkeit mit einer nicht selten negativ besetzten Perspektive auf die Welt. Gerade diese Polarität mag den Charme der kurzen Dialoge auszeichnen, in denen die durch Alltagssituationen ausgelösten Menschheitsfragen zur Sprache kommen.

Der sorgsam redigierte Band versammelt neben einer Einleitung in die sicher nicht jedem vertraute und unmittelbar zugängliche Welt von „Calvin und Hobbes“ zehn Aufsätze junger Theologinnen und Theologen, die als Einzelstudien beispielhaft philosophisch-theologische Themenfelder bearbeiten. Konzeptionspunkt der einzelnen Artikel ist jeweils ein Comic über „Calvin und Hobbes“, worauf die in ihm aufgeworfene Frage facettenreich aus theologischer und philosophischer Perspektive beleuchtet wird. Während in einem ersten Aufsatz schöpfungstheologisch nach dem Grund des Seins gefragt wird, bearbeiten weitere Artikel die Themen personale Identität und das schwierig zu kommunizierende Konzept der Erbsünde. Weitere Einzelbeiträge reflektieren die Bedingungen eines gelingenden und glücklichen Lebens, wodurch einer differenzierten Auseinandersetzung mit der Gottesfrage breiter Raum eingeräumt wird. In den Einzelbeiträgen wird beispielhaft nach einer rationalen Argumentation für die Existenz Gottes ebenso wie nach Lösungsansätzen für die Theodizee-Problematik oder nach dem Verhältnis von menschlichem Gebet und dem Handeln Gottes gefragt. Theologisch-systematische Reflexionen über Fragen der Eschatologie runden den Band schließlich überzeugend ab.

Die Fülle an bearbeiteten Themen erweist sich als eine der großen Stärken des Sammelbandes und löst damit den von den Herausgebern formulierten Anspruch ein, „mit Calvin und Hobbes ins Denken einzusteigen“. Gleichzeitig wäre eine eindeutigere Gliederung durch die Unterteilung in einzelne Kapitel wünschenswert gewesen und hätte eine deutliche Strukturierung der Gesamtanlage des Bandes ermöglicht. Eine implizite Orientierung an den von Immanuel Kant formulierten Fragen, mit denen er die Aufgaben jeder Form des Philosophierens zu erfassen versuchte (Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Was ist der Mensch?), wäre hier beispielsweise gewinnbringend gewesen.

Fraglos wäre es unterkomplex und der Lebenswirklichkeit von Schülerinnen und Schülern nicht angemessen, die oft sparsam gefüllten Sprechblasen und wenigen Bilder der Comic-Serie „Calvin und Hobbes“ als immer passenden und leicht einzusetzenden Schlüssel für die Bearbeitung philosophischer Fragen zu verstehen, doch erweist sich der kompakte Sammelband als ein fundierter Einstieg in die unermessliche Weite der Philosophie. „Philosophieren über Gott und die Welt mit Calvin und Hobbes“ kann es Verantwortlichen in religiösen Lern- und Bildungsprozessen ermöglichen, notwendiges theologisches und philosophisches Grundwissen lesenswert (neu) zu erschließen, um es schließlich didaktisch fruchtbar werden zu lassen.

Clemens Hermann Wagner

Kirche **ohne** Jugend

Religionsdidaktik

(k)ein Fach
wie jedes
andere

Frage nach Gott

Kompetenzorientiert

Religionspädagogik



Rudolf Englert

Was wird aus Religion?

Beobachtungen, Analysen und Fallgeschichten zu einer irritierenden Transformation

Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag, 2018

325 Seiten

29,00 €

ISBN 978-3-7867-3151-1

Was bleibt eigentlich von einer Religion, deren Glaubensüberzeugungen nicht nur fraglich geworden sind, sondern zudem auch noch permanent Plausibilisierungsnöte erzeugen? Was ist zu tun, wenn diese Religion epistemische und subjektbezogene Wahrheitsansprüche nicht mehr einlösen kann? Und schließlich: Lässt sich der Bedeutungsverlust des Dogmatischen religionspädagogisch auffangen?

In seinem neuen Buch „Was wird aus Religion?“ geht der bekannte Essener Religionspädagoge Rudolf Englert diesen im Kern mit der Aufklärung gestellten Fragen systematisch nach. Hintergrund seiner Überlegungen sind in erster Linie die inhaltlichen und kommunikativen Nöte der Religionslehrerinnen und Religionslehrer, die es zunehmend schwerer haben, das christliche Anliegen einer agnostisch-rationalistisch gestimmten Schülerklientel – und häufig auch sich selbst – zu vermitteln. An vielen Stellen des Buches wird freilich noch ein anderer Horizont sichtbar. Der doppelt codierte Titel des Buches hat nämlich nicht nur die Pädagogik im Blick, sondern auch die Verfasstheit der christlichen Religion in Europa – und damit deren Existenzkrise.

Englert kann die eingangs gestellten Fragen natürlich nicht beantworten – wer könnte das auch angesichts des epochalen Wandels im menschlichen Selbstverständnis? Vielmehr dürfen die Leserinnen und Leser dem Autor beim Nachdenken zuschauen. Er geht einigen der in den letzten drei Jahrhunderten gegebenen Empfehlungen zur Neuausrichtung des Religiösen nach und spielt die daraus abzuleitenden religionspädagogischen Konsequenzen durch. Schleiermacher, James und Otto, Bellah, Luckmann und Habermas, Taylor, Rosa und die Rational-Choice-Vertreter kommen zu Wort, um



die „Erosion des Dogmatischen“ nicht nur zu beschreiben, sondern Richtungen einer produktiven Verarbeitung anzuzeigen. Soll Religion also zukünftig stärker auf Ästhetik oder auf Praxis, mehr auf Emotion oder doch eher auf den Nachweis einer positiven Glücksbilanz setzen? Literaten, Alltagsphilosophen und Feuilletonisten dürfen ernst oder augenzwinkernd weitere Trampelpfade anempfehlen oder ihre Verlufterfahrungen im „stahlharten Zeitalter der Moderne“ benennen. Englert bemüht sich im besten katholisch-korrelativen Sinne einen Anschluss von Selbsttranzendenzerfahrungen an das Christliche herzustellen. Er sieht allerdings selbst sehr deutlich, dass mit einer Religion, die lediglich „Sehverschlüsse“ (Joas) bereithält, in Schule und Kirche rein gar nichts mehr zu gewinnen ist. Wo es Gott nicht mehr im Vokativ gibt, hat er auch im Nominativ ausgespielt (81).

Am Ende des über dreihundertseitigen Problemaufrisses ist deutlich: Ein qualifizierter substantieller Religionsbegriff, der auf der Linie der abendländischen Glaubens- und Frömmigkeitsgeschichte liegt und sowohl das Subjekt als auch eine nennenswert große Gemeinschaft von Menschen inhaltlich und spirituell orientiert, scheint nicht mehr zu plausibilisieren zu sein, will man nicht im fundamentalistischen Sektierertum landen. Die Postmoderne ist mitten im Alltag der Menschen angekommen und schon Fünfzehnjährige meinen zu wissen, dass Religion eine mehr oder minder raffinierte Form der Selbstmanipulation darstellt, geeignet allenfalls für die „spirituelle Wundversorgung“ (270). Und davon lassen sie sich in der Regel nicht mehr abbringen. Dieser alltagsphilosophische Rahmen scheint alles religionspädagogische und theologische Bemühen ins Leere laufen zu lassen. Eine (unbeabsichtigte?) Erkenntnis des Buches lautet deshalb: Religion ist auserklärt. Der Mensch begegnet nur noch sich selbst, seinen Bedürfnissen, Gefühlen, Gedanken und seinem Wunsch, ganz zu sein – letztlich begegnen wir in Religionsunterricht und Alltagsdiskurs einer „Religion ohne Gott“ (Dworkin). Das ist Engler nicht vorzuwerfen, nicht den Menschen, nicht der Kirche und nicht Nietzsche mit seiner prophetischen Aussage vom „weggewischten Horizont“.

Wer an kulturellen, literarischen und geistesgeschichtlichen Referenzen interessiert ist und von den Schwierigkeiten wissen will, die es gegenwärtig bereitet, Religion zu unterrichten, wird dieses Buch mit Gewinn lesen. Wer hingegen nach der Zukunft des schulischen Religionsunterrichts und nach der Zukunft eines „glaubensgewissen“, aber eben nicht fundamentalistischen Christentums fragt, wird nach der Lektüre des empfehlenswerten Buches angehenden Studierenden raten, ein anderes Fach zu wählen.

Günter Nagel

Clauß Peter Sajak / Michael Langer (Hg.)

Kirche ohne Jugend

Ist die Glaubensweitergabe am Ende?

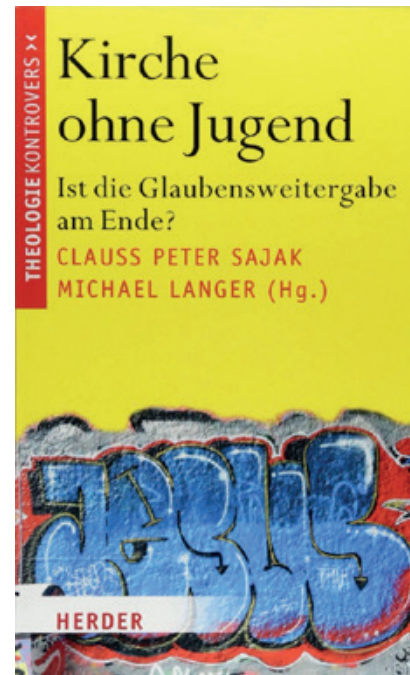
Freiburg: Herder Verlag, 2018

218 Seiten

18,00 €

ISBN 978-3-451-38045-7

Immer wieder wird derzeit die Glaubenskrise konstatiert, unter der das Christentum in westlichen Gesellschaften leidet. Auch von einer Kirchenkrise ist häufig die Rede, mitunter gar von einer Gotteskrise, einer Kulturkrise oder einer Menschenkrise. Das all diesen Formulierungen zugrunde liegende Unbehagen hat eine seit einigen Jahren intensivierte theologische Reflexion über plausible Situationsanalysen und denkbare Reaktionsmöglichkeiten angestoßen. Ein neuerer Beitrag dieser Art, der 2018 in der Herder-Reihe „Theologie kontrovers“ erschienen ist, nimmt sich anlässlich der Jugendsynode spezifisch der Situation von Kindern und Jugendlichen an und stellt die Frage, ob angesichts einer „Kirche ohne Jugend“ die „Glaubensweitergabe am Ende“ ist. Grund zu dieser Frage gibt es durchaus, vergegenwärtigt man sich etwa die Tatsache, dass 45% der deutschen Jugendlichen sich keiner Kirche mehr zugehörig fühlen (20) und dass die klassischen Orte der Glaubensweitergabe offensichtlich immer stärker an gewisse Grenzen stoßen.



Mit Michael Seewald, der im Sammelband eine systematisch-theologische Einordnung der gegenwärtigen Entwicklungen vornimmt, lässt sich diese Situation eher als eine Krise institutionalisierter Religionsanbindung und weniger als das Phänomen eines Schwundes von Religiosität an sich qualifizieren. Im Hintergrund steht dabei der von Peter L. Berger formulierte „häretische Imperativ“, also die für zeitgenössische Biographien prägende Notwendigkeit, zwischen verschiedenen Sinnangeboten zu wählen, und die damit einhergehende Tatsache, dass die Optionalisierung weltanschaulicher Positionen sogar die Möglichkeit der synkretistischen Kombination verschiedener Traditionsversatzstücke zu einem ganz persönlichen Glaubensmix einschließt. Die Konsequenz in einer Zeit, die sich nach „Authentizität“ sehnt (Charles Taylor), müsste nach Seewald die sein, dass Vertreter(innen) des Christentums sich stärker um eine argumentative Plausibilisierung der eigenen Glaubensüberzeugungen bemühen – und dass kirchlicherseits weniger „Selbstaffirmation und Autoritätsgehabe“ (62) an den Tag gelegt wird.

Der spezifische Zugang des vorliegenden Bandes erschöpft sich allerdings nicht in der klaren Fokussierung auf die Frage, wie gerade junge Menschen zum Glauben kommen. Eine weitere Besonderheit, die sich in der Aufnahme in die Reihe „Theologie kontrovers“ andeutet, liegt im Format des Bandes und der Auswahl der Autorinnen und Autoren. Der Verfasserkreis kombiniert nämlich die etablierte akademische Theologie mit solchen Stimmen, die – bei aller Unterschiedlichkeit der jeweiligen Positionierungen, beruflichen Biographien und geistlichen Verortungen – neue spirituelle Wege erproben wollen und dabei zu einer Öffnung gegenüber (in einem weiteren Wortsinn) charismatischen Formen bereit sind. Gründe für die Eröffnung eines solchen Dialogs liegen nicht nur, wie der Herausgeber Clauß Peter Sajak formuliert, in den „sehr positiven Erfahrungen vieler engagierter Katholik(inn)en mit alternativen Traditionsformen des Glaubens, in der Regel mit sog. Neuen Geistlichen Gemeinschaften und Bewegungen“ (25), sondern fraglos auch in den Erfolgen, die Letztere derzeit gerade im Blick auf die Attraktivität für junge Menschen zu verzeichnen haben. Die Entscheidung zugunsten dieser Dialogeröffnung trägt aber schon die Kontroverse in sich; es ist in der akademischen Theologie derzeit nämlich keineswegs unumstritten, ob ein solcher Austausch mit Vertretern neuer geistlicher Aufbrüche sinnvoll und zielführend ist. An dem vorliegenden Sammelband mitgewirkt haben naturgemäß nur solche Theologinnen und Theologen, die diese Frage nicht prinzipiell verneinen (12).

Dieser Austausch, den der Band anstrebt, vollzieht sich konkret so, dass die verschiedenen zentralen Orte der Glaubensweitergabe – Familie, Gemeindekatechese, Religionsunterricht, kirchliche Jugendarbeit und Hochschulpastoral – je von zwei verschiedenen Perspektiven aus in den Blick genommen werden. Im Abschnitt zur Familie plädiert Georg Langenhorst dafür, über allen Projekten der Neuevangelisierung nicht die etablierten und überaus gut funktionierenden Sozialisationsrichtungen der kirchlichen Kindererziehung zu vernachlässigen (94); Michaela Freifrau Heereman hingegen betont die Bedeutung der Familie als den primären „Ort für die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder“ (97), wo im Modus der bedingungslosen elterlichen Liebe die alles übersteigende Liebe Gottes spürbar wird.

Die beiden Beiträge zur Gemeindekatechese diskutieren die katechetische Bedeutung des YOUCAT. Während Bernhard Meuser, Initiator und Mitautor des YOUCAT, den neuen Jugendkatechismus als ein wichtiges, aber zu wenig genutztes Medium einordnet, um im Rahmen einer „dialogischen, nicht autoritären Katechese“ (118) einen reifen und reflektierten Glauben zu stärken, verweist Clauß Peter Sajak auf die prinzipiellen didaktischen Grenzen der Gattung des Katechismus, die in der Falle des römischen „Vollständigkeitsdenken[s]“ (125) und folglich in einer tendenziellen Lebensferne gesehen werden – in didaktischer Hinsicht sinnvoller, so das Plädoyer Sajaks, wäre eine diskursive Auseinandersetzung mit ausgewählten lebensweltlich besonders relevanten Glaubensaspekten.

Es schließen sich zwei Texte zum Religionsunterricht an: Mirjam Schambeck wirbt anstelle des als missverständlich eingeschätzten „konfessionellen“ für einen „positionellen“, also die „Positionierungsfähigkeit von Schüler(inne)n“ in religiösen Fragen (136) fördernden Religionsunterricht, der zwar nicht zwingend die einheitliche Glaubenszugehörigkeit der Lernenden, wohl aber die von Lehrender/m und Lehre festhält; Christine Mann begrüßt das Ende einer Phase der Lebensweltabsolutierung und Beliebigkeit im Religionsunterricht.

Im vierten Abschnitt des Bandes zeichnet Judith Könemann die klassische kirchliche Jugendarbeit als einen Ort des sozialen, ästhetischen und demokratischen Lernens sowie der Grundlegung von kirchlicher Bindung und sozialem Engagement, während Michael Maas neue geistliche Bewegungen in der Jugendarbeit als Antriebsfaktoren einer kirchlichen Erneuerung sowie einer Anpassung an zeitaktuelle und in anderen Formen kirchlichen Lebens als nicht befriedigt erlebte spirituelle Bedürfnisse charakterisiert. Abschließend richtet sich der Blick auf die Realität der Hochschulgemeinden: Die Herausforderungen und Chancen einer zeitgemäßen Hochschulpastoral werden im Beitrag von Richard Hartmann reflektiert, und Gerold Jäger schildert Erfahrungen, die im Rahmen eines Alpha-Kurses in der KHG Bonn gewonnen wurden.

Das Format des Bandes, das zu jedem der Orte der Glaubensweitergabe je zwei aus unterschiedlicher Perspektive abgegebene Stellungnahmen zusammenführt, ohne reziproke Bezugnahmen vorzusehen, muss teils redundante und teils eher parallele als kontroverse Passagen in Kauf nehmen, die mitunter bei der Lektüre überhaupt erst auf die sich jeweils manifestierenden Unterschiede hin befragt werden müssen. An anderen Stellen sind die Differenzen hingegen sehr gut erkennbar; und immer wieder wird eine Metaebene eingenommen, die die Sinnhaftigkeit eines gegenseitigen Lernprozesses und die Berechtigung unterschiedlicher und nicht aufeinander reduzierbarer Glaubenszugänge thematisiert. In jedem Fall sind die beiden Anliegen, die der Band verfolgt, als hochaktuell und relevant zu bewerten: Eine aufmerksame Beobachtung und kritische Reflexion der gegenwärtigen Situation der Glaubensweitergabe tut ebenso not wie der Dialog zwischen klassischen Formen der Glaubenspraxis und Neuen Geistlichen Gemeinschaften. Es dürfte für beide Seiten eine nicht unbeträchtliche Herausforderung darin liegen, trotz aller Differenzen zu einer gegenseitigen Offenheit und Lernbereitschaft zu finden, statt einander die (rechte Form von) Kirchlichkeit abzuspochen. Dass sich das Christentum in einer Zeit wachsender gesellschaftlicher Marginalisierung und Infragestellung eine Fokussierung auf interne Grabenkämpfe nicht leisten kann, liegt aber angesichts der im vorliegenden Sammelband thematisierten Krisensituation ebenfalls auf der Hand.

Ursula Schumacher

Hans Mendl

**Religionsdidaktik kompakt
Für Studium, Prüfung und Beruf**

München: Kösel Verlag. 6. überarbeitete und erweiterte Auflage

2018

319 Seiten m. Abb.

24,00 €

ISBN 978-3-466-37169-3

Jetzt hat auch die Religionsdidaktik von Hans Mendl ein Update erhalten. Die 6. Auflage spielt die neuere Fachliteratur ein und erweitert das Buch auf über 300 Seiten durch aktuell relevante Themen wie z.B. Inklusion, Kinder- und Jugendtheologie und konfessionelle Kooperation. Die Titelkonkretion „kompakt“ basiert somit weniger auf der Anzahl der Seiten, sondern auf der Art und Weise des Aufbaus der Einzelkapitel, der Genese der Entstehung und ihrer Intention.

Der Autor verdeutlicht in der Einleitung, dass das Buch als Hilfe für die Prüfungsvorbereitung angelegt ist – mit der konzeptionellen Folge, dass Inhalte komprimiert aufbereitet und verdichtet dargestellt sind. Die Kapitel sind „Kurzdarstellungen“, die auf erworbene Wissensbestände zurückgreifen und reaktivieren bzw. zur vertiefenden Weiterarbeit anregen sollen. Man merkt der Gesamtkonzeption an, dass es aus der Praxis und für die Praxis geschrieben ist. Sowohl bei der Auswahl der Inhalte wie auch im Aufbau der Kapitel steht die berufsspezifische Relevanz vor Augen.

Das Buch will eine Lücke füllen und nicht in Konkurrenz zu anderen Fachdidaktiken treten; es ersetzt mitnichten eine umfangreiche Fachdidaktik oder Fachmethodik oder Lektüren zur religiösen Sozialisation etc., sondern verweist auf sie, so Hans Mendl bescheiden. Diese im Vorwort richtigerweise deutlich herausgestellte Intention der Publikation muss Leserin wie Leser vor Augen stehen, wenn die „Religionsdidaktik kompakt“ erfolgreich zur Prüfungsvorbereitung und in berufsspezifischen Verwendungszusammenhängen genutzt werden soll.



Bei aller Bescheidenheit gelingt dem Autor eine attraktive Publikation zu zentralen Inhalten der Religionsdidaktik, die nicht nur für Studierende und Lehrkräfte im Vorbereitungsdienst, sondern auch für bereits in der Praxis stehende Lehrkräfte hilfreich ist. Mendls klare und anschauliche Sprache, die vielen Grafiken und Tabellen und das wohlthuend großzügige Layout des Verlages, das Raum für Notizen und Randbemerkungen lässt, unterstreichen den Nutzen als kompaktes Arbeitsbuch und Nachschlagewerk.

In sechs Kapiteln werden die wesentlichen religionsdidaktischen Arbeitsfelder entfaltet. Ihre thematische Auswahl bewegt sich im Wesentlichen im Konsens anderer fachdidaktischer Publikationen. In den „Rahmenbedingungen religionsdidaktischer Reflexion“ (Kap.1) sind rechtliche, entwicklungspsychologische und soziologische Grundannahmen in ihrer aktuellen Veränderung in den Blick genommen. Es folgen „Religionsdidaktische Konzepte und Ziele“ (Kap. 2), die Korrelationsbestimmungen begründen und diskutieren und an Kompetenzbeschreibungen als Wissens- und Könnensformulierungen spiegeln. Die „Inhaltsbereiche“ (Kap. 3) umfassen ein Spektrum von Bibel und geschichtlich gewordener Tradition bis Ökumene, Glaubenspraxis und Weltverantwortung. Als adjektivisch formulierte Prinzipien (Kap. 4) werden Subjektorientiert lernen, Symbolorientiert lernen, Ästhetisch lernen, Erinnerungsgeleitet lernen, Konstruktivistisch lernen, Performativ lernen, Kinder- und jugendtheologisch lernen und Inklusiv lernen in einzelnen Unterkapiteln beschrieben.

Das 5. Kapitel widmet sich der „Planung und Durchführung von Religionsunterricht“ mit den Planungsschwerpunkten Elementarisierung und Kompetenzorientierung. Es folgen Anregungen zum Stundendesign (Verfahren, Medien, Sozialformen), zur Auswertung und zur Rolle als Lehrkraft. Hier doppelten sich mitunter einige Aspekte. Außerunterrichtliche Lernorte religiösen Lernens (Kap. 6) bilden den Abschluss der Publikation. Ob die Reihenfolge Schulpastoral – Gemeinde und Familie – Öffentlichkeit und Popularkultur eine statistisch signifikante Relevanz aktueller Lernorte heutiger Jugendlicher ausdrücken soll, bleibt anzufragen. Nach meinem Dafürhalten bleibt die Bedeutung des Begegnungsfeldes der Digitalen Medien für religiöses Lernen unterbewertet. Vielleicht erweitert eine neuerliche Überarbeitung dieses doch sehr knapp gehaltene Schlusskapitel und verändert die Abfolge.

Jedes Unterkapitel hat wenige, klug ausgewählte themenspezifische Literaturangaben zur vertiefenden Weiterarbeit und schließt mit einer knappen „Zusammenfassung in Stichworten“. Danach folgen sogenannte „Prüfungsaufgaben“ für selbstreflexives Arbeiten. Sie beziehen sich in einem ersten Teilbereich auf die Inhalte des jeweiligen Kapitels und verlangen sowohl reproduzierende und reorganisierende Leistungen als auch den Transfer, der in der Regel als unterrichtsrelevante Aufgabenstellung formuliert ist. Der zweite Teilbereich der Prüfungsaufgabe konfrontiert den Leser mit einer These zum Thema des Kapitels, zu der er sich positionieren und Konsequenzen für sein Unterrichtshandeln ziehen muss.

In diesen mitunter recht anspruchsvollen Prüfungsfragen liegt ein zusätzlicher Gewinn des Buches als Arbeitsmittel. Sie sind praxiserprobt und nehmen laut Hans Mendl eine „zentrale Schlüsselposition“ ein. Sie ermöglichen die Überprüfung des erworbenen religionspädagogischen und religionsdidaktischen Basiswissens im konkreten Entscheid über Planungselemente des Religionsunterrichts und leisten auf diese Weise eine für das eigene Berufshandeln eminent wichtige Verknüpfung von Theorie und Praxis. In den jeweiligen Antworten muss eine eigene didaktische Positionierung eingenommen werden, die handlungsleitend in einem antizipierten Unterrichtsetting zu entfalten ist. Der zentrale Prüfungsinhalt wird so in eine kompetenzorientierte Aufgaben- und Problemstellung verwoben.

Frank Wenzel

Joachim Kunstmann

**Subjektorientierte Religionspädagogik
Plädoyer für eine zeitgemäße religiöse Bildung**

Mit einem Vorwort von Wilhelm Gräb

Stuttgart: Calwer Verlag, 2018

152 Seiten

19,95 €

ISBN 978-3-7668-4464-4

Im letzten Kapitel seines Plädoyers für eine zeitgemäße religiöse Bildung stellt Joachim Kunstmann, Professor für Religionspädagogik an der Pädagogischen Hochschule Weingarten, anhand eines Stundeneinstiegs exemplarisch dar, wie der subjektorientierte Religionsunterricht in der Praxis aussehen könnte. In den Wochen vor Weihnachten zündet der Lehrer zu Beginn die Kerze eines Adventskranzes an und setzt sich schweigend hinter das Pult. Nach einigen Minuten reagieren die Schüler auf diesen Impuls. Ein Mädchen sagt: „Die Kerze ist so schön“, einem ihrer Mitschüler erscheint das Licht warm und angenehm. Eine weitere Schülerin meint, dieses Licht könne sogar trösten. Andere Schüler haben ähnliche Erfahrungen gemacht.

Dieses Beispiel ist geeignet, um sowohl die Grundzüge als auch die Probleme der subjektorientierten Religionspädagogik herauszuarbeiten. Ihr Hauptmerkmal besteht darin, dass sie die Forderung nach einer Subjektorientierung des Religionsunterrichts ernster nimmt als bisherige Modelle (z.B. Symboldidaktik, Kirchenraumpädagogik, Performative Religionsdidaktik). Sie befreit den Religionsunterricht von den inhaltlichen Vorgaben der Tradition, ja von der Stofforientierung insgesamt. In Anknüpfung an Richard Kabisch und Dieter Stoodt macht sich Kunstmann dafür stark, dass die religiösen Gehalte zugunsten der Lernenden in den Hintergrund treten. Der „wichtigste Inhalt religiösen Lernens“ seien die Schüler selbst: ihre Ängste, Nöte und Hoffnungen. In dem geschilderten Gespräch geht es daher nicht um den symbolischen Gehalt oder die Geschichte des Adventskranzes, sondern um Existentielles. Die Schüler kommen über ihre Erfahrungen ins Gespräch, während der Lehrer sich auf die Rolle eines Moderators beschränkt. Der Austausch verfolgt das Ziel, symbo-



lische Selbst- und Lebensdeutung zu ermöglichen. Die Tradition als „Fundus deutender Ideen“, repräsentiert durch den Adventskranz, ist Medium und Resonanzbereich der Selbstdeutung. Sie soll die Schüler zu Symbolisierungsprozessen anregen, nicht indes individuelle Symbolisierungen überflüssig machen. Auf diese Weise, so Kunstmann, lasse sich das Grundproblem der Religionspädagogik lösen: die Diastase von Subjekt und Tradition.

Die Kommunikation über Emotionen beim Anblick einer Flamme berührt die Schüler nach Kunstmann stärker als ein rationaler Diskurs. Auf diese Berührung kommt es ihm an. Denn für Kunstmann zeichnet sich das Subjekt dadurch aus, dass es berührt werden kann; dass es auf etwas Größeres bezogen ist. Er legt seinem Modell dementsprechend Paul Tillichs weite Religionsdefinition zugrunde. In der säkularen Welt werde die Bezogenheit des Menschen auf dieses Größere allerdings so sehr vernachlässigt, dass die Menschen mit ihren existentiellen Fragen allein blieben. Die Religionspädagogik müsse deshalb die Bezogenheit des Subjekts zur Welt insgesamt in den Blick nehmen. Sie dürfe sich keineswegs auf religiöse Gehalte beschränken und brauche nicht zwischen katholischen und evangelischen Positionen zu unterscheiden. Die Funktion des Advents kommt im geschilderten Unterrichtseinstieg darum nicht zur Sprache, der Kranz soll nur die Kommunikation anregen. Der anschließende Rekurs auf christliche Gehalte (biblische Texte, Lehren der Theologen, Manifestationen religiösen Lebens) könne im Einzelfall sogar unterbleiben.

Fraglich ist, ob die subjektorientierte Religionspädagogik geeignet ist, die verfassungsmäßige Absicherung des Religionsunterrichts von neuem plausibel zu machen. Sie wird in jedem Fall die Diskussion um die Einführung eines ökumenischen Religionsunterrichts befeuern. Doch mehr noch: Kunstmann hebt zwar hervor, dass die christliche Religion einen enormen Fundus von Bildern, Gleichnissen, Geschichten und Ritualen für Symbolisierungsprozesse zur Verfügung stelle. Aber er macht nicht deutlich genug, worin das Spezifische religiöser und speziell: christlicher Symbole besteht. Da die Schüler auch im Kunst-, Literatur-, und Philosophieunterricht mit symbolisch verdichteten Erfahrungen arbeiten, die sie unbedingt angehen, muss die subjektorientierte Religionspädagogik demonstrieren, worin der Mehrwert von (in

engem Sinn) religiösen Symbolisierungen besteht, gerade wenn sie voraussetzt, dass säkular erscheinende Symbolisierungen sich als „echte und inspirierende Religion“ erweisen könnten, und auf die Tradition daher punktuell verzichtet werden könne. Den öffentlichen Anfragen an die Zeitgemäßheit des (konfessionellen) Religionsunterrichts wird immerhin selten eine weite Religionsdefinition zugrunde gelegt.

Der gewichtigste Einwand gegen den vorgelegten Entwurf ist aber der weitgehend fehlende Praxisbezug. An mehreren Stellen kritisiert Kunstmann die theologische Ausrichtung des Unterrichts in der Sekundarstufe. Er versäumt jedoch zu zeigen, wie ein subjektorientierter Religionsunterricht in den Sekundarstufen funktionieren könnte. Die wenigen Praxisbeispiele, auch der geschilderte Einstieg, beziehen sich überwiegend auf die Primarstufe. Meistens sind sie sogar problematisch. Gemäß seiner Theorie schlägt Kunstmann z.B. vor, die Paradieserzählung nicht unvermittelt einzuführen, sondern die Schüler erst zu fragen, ob sie ihr Leben als Gang durch einen wunderbaren Garten empfinden oder als mühevolleres Abrackern auf felsigem Grund. Kunstmann nutzt den biblischen Text hier als gesprächsanregenden Bildspender. Wo aber endet die Vorstrukturierung von Erfahrungen im Sinne einer Deutungs-idee? Und wo beginnt die Vorgabe? Auf dem Weg zu einem Paradigmenwechsel bleibt das Modell der subjektorientierten Religionspädagogik von der Theorie zur Praxis auf halbem Weg stecken.

Alexander Schüller

Viera Pirker / Maria Juen

**Religion – (k)ein Fach wie jedes andere
Spannungsfelder und Perspektiven in der
kompetenzorientierten Leistungsbeurteilung**

Religionspädagogik innovativ Bd. 26

Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag. 2018

216 Seiten

29,00 €

ISBN 978-3-17-0354883

Wie kann eine Leistungsbeurteilung im Fach Religion geschehen? Darf man eigentlich überhaupt eine Beurteilung vornehmen oder trifft das zu, was im Vorwort unter Bezug auf den österreichischen Religionslehrer und Kabarettisten Stefan Haider zu lesen ist: „Als Religionslehrer habe ich eine sehr enge Beziehung zum Sehr gut. Jesus selbst hat ja gesagt: ‚Sie sollen alle eins sein!‘ – und daran halte ich mich natürlich.“

Die Praktischen Theologinnen Viera Pirker (Universität Wien) und Maria Juen (Universität Innsbruck) unternehmen in ihrer empirischen Studie den Versuch, dieses umstrittene Feld zumindest für den Bereich der Oberstufe an allgemeinbildenden höheren Schulen in Österreich auszuleuchten. Grundlage dafür sind Kompetenzraster und -kataloge einerseits sowie Fragenkataloge, Gruppendiskussionen und Einzelgespräche andererseits. Bevor die methodologischen Grundlagen vor- und die empirischen Ergebnisse dargestellt werden, geben die Autorinnen einen Forschungsüberblick über die Frage nach einer Leistungsbeurteilung. Vor allem dieses Kapitel weist sich durch eine hohe Anschlussfähigkeit für alle Religionslehrerinnen und -lehrer aus, denn neben der unterrichtlichen Tätigkeit im engeren Sinne macht die Leistungsfeststellung einen wesentlichen Teil des Selbstverständnisses von Lehrenden aus. Ist somit allen Unterrichtenden zwar klar, was ihr Kerngeschäft ausmacht, so gibt es dennoch eine große



Scheu, dieses auch in der interessierten Öffentlichkeit zu rechtfertigen. Über dem Unterricht selbst liegt daher Nebel, der noch dichter wird, wenn es um Kriterien und die Praxis der Leistungsbeurteilung geht. Dies führt nicht allein bei Schülerinnen und Schülern zu großen Irritationen, sondern auch innerhalb der Kohorte der Lehrenden. Es scheint nämlich durchgängig so zu sein, dass die Kriteriologie bei allen Lehrenden sehr von den persönlichen Ansprüchen abhängig ist. Schülerinnen und Schüler kennen dann zwar die jeweiligen Anforderungsprofile, andere Lehrende, die Eltern, die Schulaufsicht u.v.m. aber nicht. Transparenz ist daher überhaupt nicht hergestellt.

Die Studie von Pirker und Juen leistet hier einen wichtigen Beitrag zur Problematisierung der Leistungsbeurteilung, insofern sie die heterogenen Praxen deutlich benennt, es aber bei der bloßen Deskription nicht belässt, sondern nach Ursachen, pädagogischen Hintergründen und persönlichen Verfahrensweisen der Lehrenden fragt und diese in weiterführende Diskurse überführen möchte. Insofern leistet die Studie einen wichtigen Beitrag zur Konsolidierung einer Leistungsbeurteilungsdiskussion. Diese ist natürlich insofern besonders wichtig, weil der schulische Religionsunterricht immer mit der Schwierigkeit konfrontiert ist, doch kein „richtiger“ Unterricht zu sein, insofern das Verhältnis zwischen Schule und Kirche zwar rechtlich validiert ist, aber in der öffentlichen Wahrnehmung zunehmend als Problem wahrgenommen wird. Die Schwankungsbreite wird im Untertitel – „(k)ein Fach wie jedes andere“ – schon angedeutet und im Verlauf der Studie immer wieder ausgelotet.

Angesichts der Unübersichtlichkeit der Leistungskriterien ist eine datenbasierte Profilierung des Religionsunterrichts tatsächlich an der Zeit. Welche Kompetenzen anvisiert sind, wird in der vorliegenden Studie an vielen Stellen deutlich. Dass empirische Studien im Allgemeinen, deren methodologische Basis, ihre Datenerhebung und -auswertung wie schließlich die Darstellung der Ergebnisse nicht unbedingt ein Lesevergnügen darstellen, kann den Autorinnen nur schwerlich angelastet werden. Dass es ihnen dennoch gelingt, die zentralen Fragen und Diskussionslagen zielführend vorzustellen, durchaus. Die Studie leistet damit einen gelungenen Beitrag zu einer Professionalisierung des Religionsunterrichts.

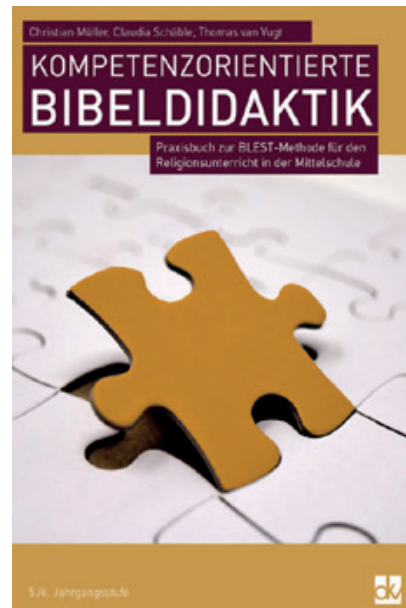
Jürgen Kroth

Christian Müller / Claudia Schäble / Thomas van Vugt
Kompetenzorientierte Bibeldidaktik
Praxisbuch zur BLEST-Methode für den Religions-
unterricht in der Mittelschule

München: Deutscher Katecheten-Verein. 2018
132 Seiten m. zusätzlichen Materialien zum Download
21,95 €
ISBN 978-3-88207-470-3

Die Kompetenzorientierung ist zwar fester Bestandteil der Lehrpläne und Kerncurricula, dennoch ist der Begriff für manche Pädagogen nicht wirklich greifbar. Es fehlt an konkreten Beispielen der unterrichtlichen Umsetzung. Ein gelungener Versuch, eine kompetenzorientierte Bibeldidaktik näherzubringen, stellt der vorliegende Band dar, der sich am bayerischen „LehrplanPLUS – Mittelschule“ orientiert und im Wesentlichen schulart- und länderübergreifend konzipiert ist.

Im Anfangsteil erfolgt eine Begriffssensibilisierung im Hinblick auf die fachbezogene Kompetenzorientierung in Form eines Strukturmodells. Auf der horizontalen Ebene sind die prozessbezogenen Kompetenzen (teilhaben, kommunizieren, gestalten, urteilen, verstehen und wahrnehmen) angelegt, die sich auf vertikal platzierte Gegenstandsbereiche (Mensch und Welt, die Frage nach Gott, Bibel und Tradition, Jesus Christus, Kirche und Gemeinde sowie Religionen und Weltanschauungen) beziehen. An diese elementare Struktur der Religionsdidaktik knüpft der Bereich der Bibeldidaktik an, die im Konstruktivismus eine wesentliche Voraussetzung religiösen Lernens sieht. Die Chance besteht in der Auseinandersetzung mit dem Verständnis anderer, ergänzt um die christlich-traditionellen Deutungsmuster. Die Fähigkeit zum Bibelverständnis besteht letztlich darin, sich im Buch der Bücher orientieren zu können, Texte und Sprachformen zu verstehen und einzuordnen, kulturelle Hintergründe und Phänomene zu erklären und schließlich die biblische Überlieferung im Hinblick auf die damalige, heutige und zukünftige Bedeutung zu erschließen. Dieser Lernprozess ist aufsteigend über die Jahrgangsstufen angelegt und entfaltet sich über ein breitgefächertes Lernarrangement in der Auswahl und im Umfang der Texte.



Mit Hilfe der BLEST-Methode bieten die Autoren eine Vielzahl methodischer Zugangsweisen hinsichtlich des Textverständnisses, der Verschriftlichung und der kommunikativen Austauschformen. Ziel ist es, die Lernenden zur selbständigen Aneignung von Bibelwissen und dem damit verbundenen Erfahrungsaustausch anzuleiten.

Der vorliegende Band beschränkt sich nicht nur auf die Vermittlung eines didaktischen Verständnisses, sondern bietet eine hervorragende Handreichung für die didaktisch-methodische Aufbereitung im Unterrichtsalltag. Hierzu werden acht ausgewählte Einheiten für die Jahrgangsstufen 5 und 6 exemplarisch veranschaulicht, u.a. an David und Goliath und an der Heilung des Gelähmten. Zu jedem Thema erfolgt eine bibeltextliche Verankerung, eine fachwissenschaftliche Hintergrunddarstellung aufgeteilt in historisch-kritische, anthropologisch-theologische und exegetische Aspekte, religionspädagogische Hinweise und die Einordnung in den Lernprozess der entsprechenden Jahrgangsstufe. Letztere beinhaltet die Verankerung im Lehrplan, die Lernvoraussetzungen und Kompetenzbeschreibungen. Gerade dies ist für angehende Lehrkräfte, Mentoren und auch Fachseminarleitungen eine unermessliche Hilfestellung in der unterrichtlichen Umsetzung der Kompetenzorientierung. Konkretisiert wird dies in den jeweiligen dreispaltigen Unterrichtsverläufen, gerastert in Unterrichtsschritte, methodisch-didaktische Hinweise und prozessbezogene Kompetenzen. Jede Themeneinheit macht einen Vorschlag zur Rekapitulation und Ergebnissicherung. Die aufgeführten methodischen Bausteine und Materialien (inklusive Downloadbereich) sind eine gute praktische Ergänzung.

Wenngleich die Didaktik den größten Raum einnimmt, so zeigen die methodischen Umsetzungsbeispiele wie Kompetenzorientierung in der Praxis umgesetzt werden und zielführend gelingen kann. Der Band sollte in Universitäten, Studienseminaren, Religionsfachschaften und im häuslichen Regal einen festen Platz haben.

Manfred Januarius Bauer

Thomas Menges / Martin W. Ramb (Hg.)

Patrick Roth: Die Christus Trilogie

**Ein Werkbuch mit Unterrichtsideen für die
Sekundarstufe II in Religion und Deutsch**

Kevelaer: Lahn Verlag. 2018

94 Seiten m. farb. Abb.

14,95 €

ISBN 978-3-784-03570-3

Über den Sinn und die Existenzberechtigung des schulischen Religionsunterrichts in Deutschland entbrennt in gewisser Regelmäßigkeit eine kontrovers geführte Diskussion. Am Anfang dieses Jahres wurde sie erneut angestoßen durch einen nahezu ganzseitigen Artikel des prominenten Journalisten Jürgen Kaube im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Erfreulicherweise plädiert weder Kaube noch die Mehrheit der Stimmen, die sich in der Debatte zu Wort gemeldet haben, für eine Abschaffung des schulischen Religionsunterrichts zugunsten eines Pflichtfachs Ethik, allerdings muss, darin ist Kaube Recht zu geben, der intellektuelle Anspruch des Religionsunterrichts, damit dieser attraktiv und allseits geschätzt bleibt, dringend erhöht werden. Eine hin und wieder festzustellende Verengung auf bloß individualtherapeutische Förderung, pastorale Begleitung und sozialkritische Themen, bestenfalls illustriert durch entsprechende Belegstellen aus der Bibel, gefährdet dieses Anliegen.

Wie gut daher, dass immer wieder Hilfen für die Praxis herausgegeben werden, die ein hohes kognitives Anspruchsniveau auf der Grundlage gediegener theologischer Reflexion, intensiver methodisch-didaktischer Aufbereitung und sinnvoll ausgewählten Materials aus der wissenschaftlichen Sekundärliteratur für den Unterrichtsgebrauch anbieten. Bei dem Werkbuch zu Patrick Roths „Christus Trilogie“ handelt es sich um ein solches Opus. Dass kognitive Herausforderungen eine kreative Auseinandersetzung mit literarischen Ganzschriften nicht ausschließen, sondern im Gegenteil einen solchen Schritt nahelegen, stellen die Autorinnen Beatrix Mählmann (zu „Riverside“), Johanna Dransmann (zu „Johnny Shines“) und Ute Lonny-Platzbecker (zu „Corpus Christi“)



eindrucksvoll unter Beweis. In allen drei Fällen werden Unterrichtsideen begründet und zielsicher konkretisiert. Bei Mählmann gipfelt dies in einem konstruktiven Rekurs auf den Stellvertretungsgedanken, während es Dransmann wesentlich um eine Aktualisierung der Begriffe „Besessenheit“ und „Sünde“ geht. Lonny-Platzbecker wiederum findet einen Zugang zur Thomas-Figur durch das Persönlichkeitskonzept von C.G. Jung. Hervorzuheben sind in ihrem Vorschlag die mitabgedruckten Interviews mit den Theologen Hans Kessler und Gerhard Lohfink, die auch für andere Unterrichtszwecke verwendet werden können.

Gerahmt werden die Unterrichtssequenzen der drei Lehrerinnen durch weitere Beiträge, die eine literarisch-theologische Verortung von Roths „Christus Trilogie“ im Kontext seines Werkschaffens, das bekanntermaßen durch archaisierende, symbolhafte, verrätselte Sprache, Neologismen, Bezüge zu biblischen Stoffen und der Welt des Traums sowie des Unterbewussten geprägt ist, intendieren. Inhaltlich, so die beiden Herausgeber im Vorwort, liegt der Schwerpunkt auf „den alterslosen Themen von Leid, Hoffnung, Erlösung und Heilung“. Dabei entsteht jeweils eine Erzählung, die charakterisiert werden kann als „moderne apokryphe Schrift, die dem Original zum Verwechseln ähnlich ist“. Ähnlich spricht Georg Langenhorst in dem Kapitel „Schnittstellen zwischen dem Numinosen und dem Bewusstsein“ von „fiktionalen Apokryphen“ und wendet sich gegen ein einseitiges Verständnis des Historischen: „Historisierung dient ihm [scil. Patrick Roth] zur Umrahmung und Ermöglichung der von ihm selbst erzählten Geschichte, die ihre eigene Stimmigkeit in sich trägt und deshalb nicht an historischer Richtigkeit zu messen ist.“ Durch solche Erwägungen erhält der Begriff der „Transzendenzkompetenz“, der im Zusammenhang von PISA und Diskussionen über ein angemessenes Bildungsverständnis leider allzu selten fällt, eine gleich zweifache Bedeutung: Zum einen wird plausibel, dass es ein Tertium zwischen *fake news* und Faktizismus gibt, zum anderen wird das erzieherische Wirken von uns Religionslehrern im Hinblick auf einen zu schulenden „Möglichkeitssinn“ legitimiert. Dieser zielt, so Roth selbst in dem im Band enthaltenen Interview mit den Herausgebern und Holger Zaborowski, auf ein „Geheimnis“, dem eine Gotteserfahrung zu korrespondieren vermag und dem literarisch sich zu nähern der Traum

eine fruchtbare Anknüpfung bietet: „In meinen Werken spielt der Traum eine so große Rolle, weil er uns Bilderfahrten am Numinosen gewährt.“ Einen schönen Abschluss findet das Werkbuch mit einer Betrachtung von Thomas Menges, die sich auf das farbig abgedruckte Bild „Freudenmahl im himmlischen Jerusalem“ der Künstlerin Marie-Luise Reis stützt.

Jochen Ring

Matthias Roser

**Religionskritik und die Frage nach Gott
Abiturvorbereitung Religion:
Umfassende Materialien zu den Themen
Gottesfrage, Atheismus und Agnostizismus**

Augsburg: Auer Verlag. 42018

80 Seiten m. s-w Abb.

21,90 €

ISBN 978-3-403-06726-9

Das Thema Religionskritik hat einen festen Platz im Religionsunterricht der Sekundarstufe II. Im Kontext des Religionsunterrichts meint Religionskritik in erster Linie nicht die Kritik an der Kirche und ihrem Erscheinungsbild, sondern vielmehr die Kritik am vermeintlich widersprüchlichen christlichen Gottesverständnis – Stichwort: Theodizee – sowie die argumentativen Bestreitungen der Existenz Gottes, die mit den Namen Ludwig Feuerbach, dem Begründer der modernen Religionskritik, und den auf ihn aufbauenden Karl Marx, Friedrich Nietzsche und Sigmund Freud verbunden sind. Da in einbändigen (katholischen) Oberstufen-Unterrichtswerken wie „Vernünftig glauben“ oder „sensus Religion“ der Gotteskritik nur einen knappen Raum gewidmet ist, kann der vorliegende, im Format DIN A4 aufgelegte Band, der im Untertitel „Umfassende Materialien zu den Themen Gottesfrage, Atheismus und Agnostizismus“ verspricht, mit Interesse rechnen, das durch einen ersten Blick auf das ausführliche Inhaltsverzeichnis bestätigt wird. Mit fortschreitender Lektüre indes stellen sich mehr und mehr Fragen.

Wer sind die Adressaten, die von Matthias Roser im „Vorwort“ (4f) als „liebe Leserin, lieber Leser“ angesprochen werden – tatsächlich die Schüler der Oberstufe oder doch eher die Lehrkräfte? Der anschließende Abschnitt mit den „Allgemeine(n) Bemerkungen zur Didaktik und Methodik“ (6f), der eine Gliederung der zahlreichen Materialien (13-80) in drei Blöcke enthält, sowie der darauf aufbauende Abschnitt mit „Bemerkungen zum Erwartungshorizont“ (8f) richten sich an die Religionslehrkräfte. Ist eine Überschrift wie „Die Klimax des sowjetischen Kommunismus (Bolschewismus) als politische Religion – der Personenkult um Lenin und Stalin“ (64), wobei



im Material der Name Lenin nirgends auftaucht, für Schüler überhaupt verständlich oder ein Hinweis für die Lehrkräfte? Die gleiche Frage stellt sich, wenn eine Darstellung der Philosophie Kants folgendermaßen eingeleitet wird: „Namhafte Theologen und Religionsphilosophen konstatieren, dass der neuzeitliche Atheismus bzw. die neuzeitliche Religionskritik ein Erbe des Christentums bzw. der christlichen Theologie im Gefolge der Philosophie Immanuel Kants sind.“ (37) Den „neuzeitlichen Atheismus“ als ein „Erbe“ der Philosophie Kants zu bezeichnen, ist schon aus fachwissenschaftlicher Perspektive eine zweifelhafte, nach Auffassung des Rezensenten geradezu falsche Behauptung; didaktisch ist sie problematisch, weil sie mit Blick auf den Lehr-Lern-Prozess ein mögliches Lernergebnis vorweg nimmt.

Gotteskritik ist kein Selbstzweck: Ein Religionsunterricht, der die Gottesvorstellungen und -bilder der Kritiker mit den biblischen und christlichen Gottesvorstellungen konfrontiert, ermöglicht es den Lernenden, das eigene Gottesverständnis zu vertiefen. Der Verfasser bringt keine biblischen Aussagen zu Gott ins Spiel, sondern sieht in Karl Rahners Rede vom „unbegreiflichen Geheimnis“ das christliche Gottesverständnis repräsentiert (6, 9, 40-45). Rahner als Referenz zu wählen, ist sicherlich keine schlechte Wahl, wirft aber die Frage auf, wie dessen Theologie mit den biblischen Gottesaussagen korrespondiert. Warum verzichtet ausgerechnet ein evangelischer Religionspädagoge auf Texte der biblischen Aufklärung wie etwa das Gottesbilderverbot oder die Geschichte von Goldenen Kalb, die ja in nuce die Projektionstheorie Feuerbachs enthält?

Die gravierendste didaktische Entscheidung, die nirgendwo im (so die hintere Umschlagseite) „ausführlichen methodisch-didaktischen Kommentar“ begründet wird, besteht darin, die Religionskritiker – bis auf Karl Marx – nicht mit Textauszügen aus ihren einschlägigen Schriften, sondern durch zusammenfassende Darstellungen zu präsentieren. Traut der Verfasser heutigen Oberstufenschülern nicht mehr zu, religionskritische Texte im Original zu verstehen? Wenn das der Fall sein sollte, muss es doch sehr verwundern, dass sich in einer Darstellung von Jan Assmann, der verständlich zu schreiben versteht, eine solche Formulierung findet: „Ebenso wie Walser, Marquard und übrigens auch J. Derrida und anderen Denkern sieht Assmann, dass mit dem Monotheismus ein Denken in Unterscheidungen, in gut und böse, richtig und falsch in die Welt gekommen ist...“ (73) Nicht nur an dieser Stelle ist eine fehlende Sorgfalt bei den ausgewählten Materialien zu beklagen.

Eine weitere nicht begründete pädagogische Entscheidung betrifft die Formulierung der Arbeitsaufträge, nämlich den konsequenten Verzicht auf Operatoren und die häufige Verwendung von W-Fragen. So lautet einer von fünf Arbeitsaufträgen zu einem langen Text von Rahner: „Wo setzt Rahners Verständigungszugang zum Christentum an: bei Gott oder bei Jesus, bei sich selbst oder bei der Kirche?“ (44) Wird von den Lernenden erwartet, mit „bei sich selbst“ zu antworten? Warum wird von ihnen keine Begründung verlangt? Ein anderes Material stellt vierzehn heterogene Zitate aus unterschiedlichen Werken Feuerbachs zusammen (48f); einer der beiden Arbeitsaufträge dazu heißt: „Rekonstruieren Sie aus den Zitaten so etwas wie ein philosophisches Gedankensystem!“ (49) Die Formulierung „so etwas wie“ verrät, dass der Verfasser der eigenen Aufgabenstellung misstraut.

Weitere Fragen stellen sich dem Rezensenten bezüglich der Textauswahl: Warum kommt die deutsche Giordano-Bruno-Stiftung mit über zwei Seiten zu Wort (52-54) – nicht aber Richard Dawkins als international bekannter Vertreter des „Neuen Atheismus“? Warum werden die „10 Gebote? 10 Angebote!“ der Stiftung, die naturalistisch argumentieren, mit „Eine aktuelle Rezeption der Religionskritik Ludwig Feuerbachs“ (52) überschrieben? Und warum fehlt in einem 2018 neu aufgelegten Materialheft ein Text des ebenso kenntnisreichen wie scharfsinnigen Kritikers Norbert Hoester?

Resümee: Es fehlt ein Buch, das die wichtigsten religionskritischen Positionen von der biblischen und griechischen Aufklärung bis zur Gegenwart zusammenstellt und didaktisch-methodisch für den Religions- und Philosophieunterricht erschließt. Matthias Rosers Zusammenstellung kann diese Lücke nicht schließen.

Thomas Menges

Gott

über uns
unter uns
in uns

Befreiungstheologie

Christologie

Vaterunser

in der Diskussion

Theologie



Wirkendes Wort

Dogma im **Wandel**

Johannes Herzgsell

Gott über uns – Gott unter uns – Gott in uns
Philosophische, theologische und spirituelle
Annäherungen an Gott

Freiburg / München: Karl Alber Verlag. 2018

571 Seiten

49,00 €

ISBN 978-3-495-48945-1

Johannes Herzgsell, geb. 1955, Jesuit und Professor für Religionsphilosophie, Religionswissenschaft und Grundlegung der Theologie an der Hochschule für Philosophie München, hat mit diesem Buch, gegliedert in 18 Kapitel über jeweils 25 bis 40 Seiten, eine umfangreiche Beschreibung ausgewählter philosophischer und theologischer Gotteskonzepte vorgelegt – offensichtlich die Frucht einer langjährigen Lehrtätigkeit.

In den ersten Kapiteln wird die biblische und antike Christologie sowie die biblische, antike und mittelalterliche Trinitätstheologie in Anknüpfung an und in Absetzung von platonischer, aristotelischer und neuplatonischer Metaphysik vorgestellt. Im umfangreichsten Abschnitt des Buches (Kapitel 1-8) werden insbesondere die „Politeia“ und das „Symposion“ sowie Plotins Philosophie des Einen, von den trinitarischen Gotteskonzepten vor allem „De Trinitatis“ von Augustinus und von Richard von St. Viktor sowie die Systematiken von Thomas von Aquin (insbesondere S.Th I qq. 27-43) und von Nikolaus von Kues (insbesondere „De docta ignorantia“, „De visione Dei“ und „De non-aliud“) besprochen.

Daran schließen sich zwei Kapitel über die mystische Theologie der Teresa von Avila mit Seitenblick auf hinduistische und taoistische Schriften und über Johannes vom Kreuz mit Seitenblick auf buddhistische Schriften an (Kapitel 9-10). Es folgen Auseinandersetzungen mit den „Meditationes“ des Descartes im Vergleich mit den „Geistlichen Übungen“ des Ignatius einschließlich der Kritik des ontologischen Gottesbeweises sowie mit Hegels „Phänomenologie des Geistes“ und seiner „Enzyklopädie“ (Kapitel 11-12).



Für das 20. Jahrhundert werden lediglich Karl Rahners Transzendentaltheologie und Hans Urs von Balthasars pathetische Theologie aufgenommen (Kapitel 13-14). Die letzten vier Kapitel sind – an Armin Kreiners Fundamentaltheologie „Das wahre Antlitz Gottes – oder was wir meinen, wenn wir Gott sagen“ (2006) orientiert – vier Gottesattributen gewidmet: Schöpfertum, Allmacht, Allwissenheit und Ewigkeit (Kapitel 15-18).

Eine Liste einschlägiger, zum Teil relativ aktueller theologischer Publikationen komplettiert die Sammlung. Es fällt auf, dass wichtige Veröffentlichungen fehlen wie z.B. das zweibändige von Gregor M. Hoff und Ulrich Körtner herausgegebene „Arbeitsbuch Theologiegeschichte“ (Stuttgart 2011 und 2013).

Reza Aslan

Gott

Eine Geschichte der Menschen

Aus dem Englischen von Thomas Görden

Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 2018

317 Seiten mit s-w Abb.

22,00 €

ISBN 978-3-579-08716-0

Insgesamt liegt mit diesem Buch von Herzgsell eine leicht verständliche, über weite Stecken narrativ gehaltene Einführung in prominente philosophische und theologische Gotteskonzepte von der Antike bis ins 20. Jahrhundert vor. Manchmal hätte man sich eine gerafftere Darstellung gewünscht, ein anderes Mal mehr Problematisierung. Man gewinnt eher Puzzleteile zu bestimmten philosophischen und theologischen Werken als Zuordnungen in wissenschaftshistorische und wissenschaftstheoretische Zusammenhänge. Alles in allem kann das Buch sicherlich für einen Überblick zu den ausgewählten Gotteskonzepten und als Fundgrube für eine gezielte Suche nach entsprechenden Texten auch im Religionsunterricht genutzt werden.

Bernhard Fresacher

Reza Aslan ist ein homo religiosus. Der 1972 in Teheran geborene iranisch-amerikanische Religionswissenschaftler und Dozent für „kreatives Schreiben“ ist berühmt für seine religiösen Kehren und ihre diesbezüglichen Explikationen. Als Moslem geboren, schließt er sich als Jugendlicher einer amerikanischen missionierenden Pfingstkirche an, um sich als Student wieder dem Islam anzunähern. „Kein Gott außer Gott“, seine 2005 erschienene Darlegung des islamischen Glaubens, wurde ebenso zu einem internationalen Bestseller wie „Zelot“ (2013), der kontrovers diskutierte Blick auf Jesus von Nazareth und seine Zeit. Aslans neuestes Buch widmet sich der zumindest in den abrahamitischen Religionen zentralen religiösen Frage, der Frage nach Gott. Und sagen wir es gleich: Es ist ein enttäuschendes Werk, das auf rund 200 Seiten – die übrigen Seiten beinhalten extensive Anmerkungen und Hinweise zum Forschungsstand – den langen Weg vom Animismus zum Monotheismus skizziert, um schließlich den Pantheismus als die überzeugendste Glaubensform anzupreisen. Eine solche Schlusspointe ist selbstverständlich legitim, nur hat der Leser auf dem Großteil der Strecke den Eindruck, mit unzähligen Stücken aus der evolutionstheoretisch imprägnierten religionsgeschichtlichen Forschung versorgt zu werden. Ihre Aussagekraft mündet in der nicht gerade revolutionären Einsicht, dass alle religiösen Aussagen „anthropomorphisiert“ sind, von menschlichen Vorstellungen gefärbt.



Dabei bieten Aslans Blicke und Übersichten durchaus Spannendes. So seine Verweise auf die Seele als das Leitmotiv der Religionsgeschichte. Die „intuitive“ Überzeugung, dass dem Menschen etwas eigen ist, das sich vom verwesenden Körper unterscheidet und ohne diesen existieren kann, mag tatsächlich einen Anfangspunkt der Religiosität gebildet haben; einen Ausgangspunkt, der dann im huntscheckigen Glauben an das Fortleben nach dem Tod zu einem zentralen Bestandteil aller religiösen Systeme wurde. Ebenso anregend sind Aslans Hinweise auf berühmte und weniger bekannte religiöse Großanlagen und Tempel aus der Frühgeschichte der Menschheit oder auf die enge Verflechtung zwischen der sozial-politischen und der religiösen Verfassung einer Kultur. Aber der kurze Gang durch die lange Geschichte der Religionen mit dem Schwerpunkt der „Vermenschlichung“ Gottes führt letztlich zu der müden Empfehlung, die klassischen, rational nicht lösbaren Probleme der Theologie beiseitezuschieben und „jede Unterscheidung zwischen dem Schöpfer und der Schöpfung auszulöschen“. Denn wenn Gott der Schöpfer ist, könne „nichts außerhalb von Gottes notwendiger Existenz“ bestehen. „Sie sind Gott“, so lautet dementsprechend der letzte Satz des Buches, zugleich eine Anrede an den Leser.

Zu dieser Überzeugung führte den Religionswissenschaftler die Begegnung mit dem Sufismus, jener spirituellen Fassung des Islams, die in mystischer Versenkung Gott begegnen möchte. Die Hülle einer heiligen Schrift ist hierbei zweitrangig. „Die äußere Ebene hilft den Gläubigen, etwas über Gott zu lernen; die verborgene Ebene ermöglicht es den Gläubigen, Gott zu erfahren.“ Und auch dieser Ansicht lässt sich mit Sympathie begegnen, zumal es „mystische“ Schichten wohl in allen religiösen Traditionen gibt. Doch ist der Sprung von der Vielschichtigkeit der religiösen Überzeugungen zu der Pantheismus-Empfehlung zu grob und in gewissem Sinne auch zu bequem. In der Tat können wir eine klare Linie zwischen Gott und seiner Schöpfung nicht ziehen. Aber das Beiseiteschieben des systematischen Nachdenkens über Gott und die Welt, die Überzeugung, dass Gott „eine Geschichte der Menschen“ sei, führt den Autor letztlich zu dem Credo: „Glauben Sie an Gott oder nicht. Definieren Sie Gott, wie Sie wollen.“ Anything goes also? Der religiöse Wanderer Aslan ist müde geworden. Es ist kaum vorstellbar, dass wir mit diesem schillernd-harmlosen Werk schon sein letztes Wort vernommen haben.

Christian Heidrich

Nancy L. Eiesland

Der behinderte Gott

Anstöße zu einer Befreiungstheologie der Behinderung

Übersetzt und eingeleitet von Werner Schüßler

Würzburg: Echter Verlag. 2018

176 Seiten

14,90 €

ISBN 978-3-429-04427-5

Der von Werner Schüßler übersetzte facettenreiche Titel „Der behinderte Gott“ fasst die zentrale Aussage der mittlerweile leider verstorbenen körperbehinderten Theologin und Bürgerrechtlerin für behinderte Menschen Nancy Eiesland zusammen: Das Symbol des „behinderten Gottes“ soll Menschen mit Behinderung ermöglichen, sich mit diesem Gott zu identifizieren und sich mit der Kirche zu versöhnen.

Jesus Christus fordert die Apostel auf, in den Wundmalen seiner Beeinträchtigung ihre eigene Verbundenheit mit Gott zu erkennen. Seine Wundmale offenbaren Jesus Christus als behinderten Gott. Der gebrochene Körper wird zum Sakrament und Ausgangspunkt ihrer Befreiungstheologie. „Ich erkannte den inkarnierten Christus im Bild jener, die als ‚nicht tragfähig‘, als ‚arbeitsunfähig‘, als ‚mit fragwürdiger Lebensqualität‘ behaftet beurteilt werden. Hier war Gott für mich.“ (111) Das Symbol von Jesus Christus, dem behinderten Gott, ist beides: Geschenk und Geheimnis. Durch seinen gebrochenen Leib ermöglicht er einen beidseitigen Zugang, den von Personen mit und ohne Behinderung zu ihm und untereinander. Die Autorin fordert folgerichtig: „Die vollständige Inklusion von Menschen mit Behinderung in die Gemeinschaft mit Gott verlangen nach neuen Symbolen, Praktiken und Glaubensformen. Menschen mit Behinderung und körperlich Gesunde müssen gemeinsam mit dem behinderten Gott durch Jesu gebrochenen Leib hindurch wieder versöhnt werden in einer eucharistischen Umkehr und Feier.“ (29)



Der Prozess des Einlebens in den Leib Christi macht für die Autorin soziale Inklusion und politisches Engagement zum Schwerpunkt. Darin ist eingeschlossen eine neue wissenschaftliche Wahrnehmung von „Behinderung“. Körperbehinderte Menschen leben in unkonventionellen Körpern ein gewöhnliches Leben. Ihnen wird der Zugang zu alltäglichen Dingen wie Mobilität, Teilhabe und Recht erschwert. Sie müssen mit Blick auf die amerikanische Geschichte der Behindertenrechtsbewegung und die Fallstudie zur „American Lutheran Church“ ermutigt werden, „ihre eigenen spezifischen und außergewöhnlichen Bedürfnisse wahrzunehmen, anstatt sie als eine gesamtgesellschaftliche Angelegenheit von Inklusion und Exklusion zu verstehen“ (33). Stark machende Rahmenbedingungen sind zu fordern in Staat und Kirchen. Sie sollen Gerechtigkeit einfordern und behindernde Theologie abwehren.

Hier liegt der weitere Ansatzpunkt der Befreiungstheologie der Autorin: „Es ist meine Überzeugung, dass eine Befreiungstheologie der Behinderung eine Theologie der Koalition und des Kampfes ist, in der wir unsere unverwechselbaren Erfahrungen einbringen können, während wir außerdem für Anerkennung, Inklusion und Akzeptanz untereinander wie auch von Seiten der körperlich gesunden Gesellschaft und Kirche kämpfen.“ (35) In solchen Prozessen müssen sich Personen mit Behinderung als historische Akteure und theologische Subjekte verstehen und anerkannt werden. Das Problem der Behinderung hat seinen Ort weder in der Psyche noch im Körper einer Person, sondern im sozialen System, das von der Kirche mitgestützt wurde.

Das von Eiesland entworfene soziologische Minderheiten-Paradigma birgt Ressourcen für neue theologische Konzepte von Behinderung. Sie wendet sich gegen eine „gefährliche“ individualistische Theologie: „Die drei Motive – die Verbindung von Sünde und Behinderung, das tugendhafte Leiden sowie die ausgrenzende Wohltätigkeit – veranschaulichen die Hürden, auf die Menschen mit Behinderung stoßen, wenn sie Inklusion und Gerechtigkeit innerhalb der christlichen Gemeinschaft suchen.“ (92) Menschen mit Behinderung werden zum „Thema“ gemacht. Ihre Erfahrungen werden in Begriffen erklärt, die „körperlich gesunde Personen verstehen können“, anstatt durch einen befreienden Dialog mit den behinderten Partnern die Lebenswirklichkeit der behinderten Menschen in theologische Symbole zu transformieren, die Inklusion ermöglichen.

Von den Zugängen zum Amt macht Eiesland das Gelingen einer Transformation abhängig. Sie erwartet dialogische anstelle von hierarchischen Strukturen. Eine „Gemeinschaft der Gerechtigkeit zu sein“ ist das Merkmal christlicher Kirchen. Es ist ihr Auftrag, in konkreten Situationen zu unterstützen und Gerechtigkeit zu erkämpfen – nicht nur für einen Einzelnen oder eine Gruppe. Andernfalls kommt es zu einer Spiritualisierung von Behinderung, die in Kategorien der körperlich gesunden Wirklichkeit einsperrt. Eine Kirche muss sich bewusst sein, dass ihre Symbole normative Maßstäbe für die Interaktion setzen. Eine Resymbolisierung ist gefordert, die ihre Wurzel in den Auferstehungserzählungen hat

und sich überall da mit politischem Handeln verbindet, wo die Würde von körperbehinderten Menschen bedroht, diskriminiert oder stigmatisiert wird. Der behinderte Gott hat seine Bedeutung in der Körperlichkeit und ihren Beeinträchtigungen. Er verändert das Tabu körperlicher Abwendung gegenüber der Behinderung und ruft die Nachfolger dazu auf, ihre Verbindung und Gleichheit untereinander mit Blick auf Christi körperliche Beeinträchtigung anzuerkennen. „Unsere Körper haben Teil an der Ebenbildlichkeit Gottes nicht trotz, sondern aufgrund der Beeinträchtigung.“ (127) Sie werden zum „Sakrament“.

Das Symbol des behinderten Gottes ist ein Name von vielen für Gott (133). Es zeigt keinen unterdrückenden Charakter. Es ist das Ende der Entfremdung mit dem eigenen beeinträchtigten Körper und versteht Transzendenz nicht als Befreiung von Behinderungen, sondern anerkennt die Grenzen des menschlichen Körpers und macht deutlich, dass unkonventionelle Körper zu leben wert sind. Es verhindert die einseitige Ausrichtung auf „Gesunde“. Als politisches Symbol ist der behinderte Gott eine Wiederbelebung des göttlichen Körpers mit unterdrücktem Wissen gegen das soziale System und die behindernden Theologien der Kirchen. Er stellt sich gegen Vorstellungen eines allmächtigen Gottes, der heilen kann, wann Er es will. „Es ist der behinderte Gott, der auf dem eucharistischen Altar gegenwärtig ist – der Gott, der körperlich gemartert wurde, der vom Tod auferstand und im Himmel und auf Erden gegenwärtig ist, behindert und ganz.“ (135) Er führt zur Bejahung unkonventioneller Körper von behinderten Menschen und macht sie zum „Sakrament“ (146).

Für viele ist die Eucharistie, so die Autorin, ein „Sakrament der Trennung“, insbesondere beim Kommunionempfang. Denn nicht nur (körper-)behinderte Menschen erleben die Eucharistie „als ein gefürchtetes und beschämendes Gedächtnis, indem wir in der Kirche als Eindringlinge in ein Gebiet der körperlich Gesunden gelten“ (143). Die Eucharistie, als Zeichen der Zugehörigkeit und der Gemeinschaft, als Praxis der Gnade, wird zu einer Einzelerfahrung am Sitzplatz umgestaltet. „Dabei wird am Altar an die körperliche Realität dieses Lebens erinnert, gebrochen für ein gebrochenes Volk.“ (144) Daher ist

Karlheinz Ruhstorfer (Hg.)

Christologie

Paderborn: Schöningh Verlag. 2018

391 Seiten m. s-w Abb.

29,99 €

ISBN 978-3-8252-4942-7

die Inklusion von Menschen mit Behinderung in die alltägliche Praxis des Kommunionempfangs oder Vollzugs der Eucharistie eine Angelegenheit körperlicher Vermittlung von Gerechtigkeit und eine Verkörperung von Hoffnung.“ (141) Eiesland entwickelt ein eucharistisches Ritual und Hochgebet in Verbindung mit der Handauflegung. Es wird zum Leitbild für religiöse Glaubensformen und Rituale ihrer Befreiungstheologie. Sie beschreibt das Leitbild als persönliche Erfahrung in einem charismatischen Handauflegungsgottesdienst: „Ihre Berührungen und ihre Tränen waren Körperpraktiken der Inklusion. Mein Körper gehörte in die Kirche. Ab diesem frühen Alter entsinne ich mich an die körperliche Empfindung, dass mein Körper in Gott wiederhergestellt wurde, als jene spirituellen Frauen mir die Hände auflegten, meinen Schmerz liebkosten, meine Vereinsamung aufhoben und meinen spirituellen Körper enthüllten. Für Menschen mit Behinderung sind solche Erlebnisse körperlicher Wiedergutmachung und alltäglicher Inklusion selten.“ (148)

Nancy Eiesland wurde über das Forum für Heil- und Religionspädagogik in der BRD bekannt und wirkte seitdem inspirierend für alle, die eine authentische Wahrnehmung von Behinderung in Kirche und Gesellschaft suchen.

Christoph Beuers

Mit vorliegendem Buch möchte der Herausgeber „eine gleichermaßen aktuelle und fundierte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Person Jesu von Nazareth auf einem ersten Reflexionsniveau“ (12) bieten. Diese Vorgabe haben die Autoren des Bandes eingelöst. Sinnvollerweise hält sich auch diese „Christologie“ an die vielfach bewährte Aufteilung in zwei biblische Teile sowie einen historischen und einen systematischen Teil.

Oliver Dyma geht den messianischen Erwartungen im Alten Testament nach (15-68). Als besondere Ausdrucksformen für Israels Hoffnung auf die Durchsetzung der Königsherrschaft Gottes können sie innergeschichtlich oder eschatologisch gedacht werden (15). Grundgelegt sind sie in der Königstheologie und -ideologie im Bannkreis der davidischen Dynastie, deren faktischer Untergang Hoffnungen auf ihre Wiedererrichtung freisetzte. Neben den einschlägigen Texten aus dem Psalter, der Geschichts-, Propheten- und weisheitlich-apokalyptischen Literatur kommen auch nachalttestamentliche Entwicklungen in den Blick, die in der Summe die Vielfalt messianischer Heilserwartungen gut veranschaulichen helfen.

Den neutestamentlichen Befund „Von der Verkündigung Jesu zum verkündigten Christus“ (69-140) zeichnet Stefan Schreiber nach (in Anlehnung an seine jüngere Monographie: „Die Anfänge der Christologie. Deutungen Jesu im Neuen Testament“, 2015). Die breite Spektralität frühjüdisch-messianischer Erwartungen setzt sich in der christologischen Reflexion neutestamentlicher Schriften fort. Als Determinanten der frühen, in Formeln und Titeln gefassten Christuskerygmata werden das apokalyptische Weltbild ebenso berücksichtigt wie die Konkurrenzbildung gegenüber den heidnischen Göttern und römischen Kaisern. Als grundlegendes theologisches Modell hebt Schreiber das der „Repräsentanz“ hervor. Dieses erkennt in

Karlheinz Ruhstorfer (Hg.)

Christologie

Jesus Christus noch kein göttliches Wesen im ontologischen Sinn, sondern sieht in ihm den Gott Israels wirkend und sich offenbarend (81). Auch wenn ein messianischer Anspruch des historischen Jesus aus den Evangelien nicht zu erkennen ist (85), bezeugen zahlreiche Texte des NT eine Kontinuität zwischen vorösterlichem Jesus und nachösterlichem Christus (90). So wird die Reich-Gottes-Verkündigung Jesu in den frühen Christologien in die Überzeugung von der Erhöhung und endzeitlichen Herrschaft des auferstandenen Christus transponiert. Ein in der gegenwärtigen Diskussion offener Streitpunkt ist die „divine Christology“ (100) mit der Frage, wie Paulus die „Gottheit“ Jesu bestimmt. Richtgrößen im Diskurs sind die Aussagen des Philipperhymnus, die liturgische Verehrung Jesu, die Vorstellungen des „Jewish relational monotheism“ und zeitgenössische Herrscher-Titel. Ein Durchgang durch die neutestamentlichen Schriften zeigt im Ganzen, dass es nicht möglich ist, eine genealogisch lineare Lehrbildung von einer einfachen zu einer „hohen“ Christologie zu rekonstruieren (137). Erst die verstärkte Einwirkung philosophischer Kategorien verleiht ihr einen entscheidenden Entwicklungsschritt.

Diesem geht Roland Kany in seiner Darstellung der „Christologie im antiken Christentum“ (141-213) überblicksartig nach. Fundamental und erhellend sind die einleitenden Überlegungen zur vielfach geäußerten Hypothese einer mutmaßlichen Diastase zwischen biblisch-heilsgeschichtlichem und philosophisch-ontologischem Denken (146-149). Die Tatsache, dass schon die Septuaginta und das NT von griechischem Denken weithin durchdrungen sind, sollte zur Zurückhaltung mahnen. Die nachfolgende Skizze bedeutender antiker Einträge in die christologische Debatte und Lehrbildung bis hin zum Konzil von Chalcedon bietet profundes Wissen auf knappem Raum.

Vom Herausgeber verantwortet ist der abschließende Teil „Von der Geschichte der Christologie zur Christologie der Geschichte“ (215-377). Gleich zu Beginn markiert Ruhstorfer die sich aus dem Inkarnationsgedanken ergebende „radikal geschichtliche Dimension“ (215) als wesentliches Merkmal des christlichen Glaubens und der Kirche „als Gemeinschaft selbstbewusster Individuen“ (215). Die im Weiteren wahlweise vorgestellten Entwicklungsschritte vom Mittelalter bis in die Postmoderne versteht er als Paradigma einer kulturgeschichtlich universalen Dynamik, die er in der „offene[n] und plurale[n] Dialektik von Logos und Sarx“ (13) angelegt sieht. Er verfolgt unverkennbar die Intention, die Christologie in ihrer vielfältigen Genese nicht bloß binnenkirchlich zu situieren und zu deuten, sondern das Ringen um die Einheit von Gott und Mensch in der Person Jesu Christi als Impetus für vielfältige Entgrenzungsprozesse wahrzunehmen. Insbesondere die von Ruhstorfer vermessene „tele-emeio-logische Christologie der Postmoderne“ mit Jacques Derrida und Roger Haight als Stimmführern regt zum Nach- und Weiterdenken an. Ob diese zu den Kirchenvätern der Zukunft gehören werden, wird sich erweisen müssen.

Rainer Schwindt

Michael Seewald
Dogma im Wandel
Wie Glaubenslehren sich entwickeln

Freiburg: Herder Verlag. 2018

334 Seiten

25,00 €

ISBN 978-3-451 37917-8

Der historische Wandel stellt für das Selbstverständnis der katholischen Kirche und ihre Dogmatik eine existenzielle Herausforderung dar. Seit dem 19. Jahrhundert versucht das römische Lehramt, die Institution Kirche und ihre Glaubensüberlieferung aus dem Werdegang der Geschichte herauszunehmen und als überzeitliche Gebilde zu promulgieren. Theologen, die in systematischer Form oder mit Blick auf Einzelfragen Wahrheit, Glaube, Evangelium und Dogma geschichtlich interpretieren, geraten unter „Modernismus“- oder „Relativismus“-Verdacht.

Der Münsteraner Dogmatiker Michael Seewald hat nun eine äußerst lesenswerte und zugleich lesbare Studie zum Thema Dogmenentwicklung und Dogmenverständnis vorgelegt. Er geht darin nicht nur dem Prozess des Verkeilens von Kirche und Moderne nach, sondern bietet in einem historischen Längsschnitt einen Einblick in den modellierenden Umgang mit dem Problem der „instabilen Gleichzeitigkeit von Kontinuität und Diskontinuität“ (285). Er weist nach, wie katholisch der Entwicklungsbegriff im Kern ist und wie vielgestaltig der Dogmenbegriff in der theologisch-kirchenamtlichen Praxis „verwendet“ wurde. Kirchen- und theologiegeschichtlich weniger Interessierte werden einige wenige Aspekte des Buches aus ihrem Studium kennen – etwa die Unterscheidung von Evangelium und Dogma, die Hellenisierungs- und Verfallsthese Adolf von Harnacks oder die Diskussion um die Kontinuität von Tridentinum, Vaticanum I und Vaticanum II, die innerkatholisch immer wieder zu Diskussionen führt. Vieles aber wird neu sein.



Der Autor begnügt sich in seinem didaktisch gut aufbereiteten Buch aber nicht mit der Darlegung von Begriffs- und Theologiegeschichte, sondern er möchte zugleich evaluieren und orientieren. Ein Beispiel: Dass gerade die auf Traditionswahrung bedachten Päpste des 19. und 20. Jahrhunderts die Dogmenentwicklung in revolutionärer Weise vorantrieben haben und dabei selbst zu Theologen wurden, hält der Autor für eine eher ungute Entwicklung. Denn es mache einen Unterschied, ob das „außerordentliche Lehramt“ nur in den wenigen Grenzfällen von Häresie eingreift oder ob es als „ordentliches Lehramt“ theologisches Denken einschließlich Dogmenentwicklung aktiv betreibt – so die reaktionären Neuerer auf dem Stuhl Petri. In der Konsequenz landet die Kirche dann nämlich nicht nur bei der Bevorzugung philosophischer oder theologischer Denksysteme vor anderen, sondern bei der Dogmatisierung von „Wahrheiten“, die nicht „in der göttlichen Offenbarung enthalten sind, aber mit solchen Wahrheiten in einem notwendigen Zusammenhang stehen“ (vgl. Katechismus der katholischen Kirche, 88). Was also z. B. tun mit der Monogenismus-Theorie aus Humani Generis 37, die das Erbsündendogma absichern sollte,

aber eine biohistorische Falschtatsache verbindlich mitdefiniert? Was tun mit *Ordinatio sacerdotalis*, dem *historica razione* begründeten Ausschluss der Frau vom Priesteramt? Wird hier nicht eine zeitbedingte Vorstellung musealisiert statt auf Gottes Anruf wach reagiert? Laut Seewald ist es tragisch, dass die Vertreter der sog. Tübinger Schule oder Köpfe wie Newman und Loisy, später de Lubac, Daniélou und Congar anfangs nicht durchdringen konnten mit ihrer Kritik an der Neuscholastik. Ihnen war klar, dass die Kirche und ihre Glaubenslehre einem historisch kontingenten Prozess unterliegen, der eine „Entwicklung“ des Dogmas bzw. ein vertieftes Verstehen der Offenbarung geradezu notwendig macht. Dieses Herleiten und Verstehen lässt sich aber eben nicht auf logische *Conclusiones* reduzieren. Erst im Umfeld des letzten Konzils konnte die Theologie durch eine personal ausgerichtete Neuerschließung des Offenbarungsbegriffs die Funktion des Dogmas neu limitieren. Tragisch ist freilich, dass der Begriff des Glaubens nachkonziliar-lehramtlich wieder verengt wurde auf ein propositional-satzhaftes Verständnis.

Seewalds Buch ist durch und durch dem katholischen Diskussionskontext verhaftet. Es bietet im gegenwärtigen Grabenkampf zwischen Traditionalisten und Reformern ausreichend Munition, freilich eher für die Reformer. Der Autor vermeidet jedoch Parteinahmen in den aktuellen Debatten um Homosexualität, Umgang mit Geschiedenen, Frauenpriestertum, etc. Das ist auch gut so. Einige kleine Frechheiten erlaubt er sich dennoch, etwa wenn er von „tagesaktueller Rechtgläubigkeit“ spricht oder davon, dass auch das Lehramt „nur Theologie biete“. Das Buch gehört in jede theologische Bibliothek. Es lehrt, wie vielgestaltig die notwendige Bejahung des Dogmenbegriffs ist und wie falsch, Dogma mit kirchlichem Glauben zu identifizieren.

Günter Nagel

Ingolf U. Dalferth

Wirkendes Wort

**Bibel, Schrift und Evangelium im Leben der Kirche
und im Denken der Theologie**

Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt. 2018

462 Seiten

38,00 €

ISBN 978-3-374-05648-4

Ein für die evangelische Theologie dringend notwendiges Buch hat Ingolf U. Dalferth, emeritierter systematischer Theologe der Universität Zürich, geschrieben, das den Blick auf einen sehr sensiblen Punkt des evangelischen Glaubens lenkt. Mit sola scriptura (Allein die Schrift!) ist der Reformation ein Profil erwachsen, das heute kaum noch verstanden wird. Für die einen ist nach der historisch-kritischen Durchsicht der Bibel nur noch ein historisches, kulturell sicher sehr bedeutendes Dokument geblieben; ihnen kommt es sowieso im Glauben mehr auf die eigene persönliche religiöse Erfahrung als auf irgendwelche Bibelverse an. Andere wollen die Bibel erst gar nicht einer scheinbar zerstörerischen Wissenschaft ausliefern und klammern sich an Inspirationstheorien. Der Rückgang der Buchkultur und das Aufkommen der neuen Medien tun ihr Übriges, um die „Schrift“ zu marginalisieren.

Verirrung und Verwirrung im Umgang mit der Bibel ist für Dalferth eine der Hauptursachen dafür, dass die evangelische Theologie Gottes Gegenwart und Wirken heute kaum zur Sprache zu bringen vermag. Und das Problem wird umso eklatanter, als der Theologie gegenüber der weltweiten pentekostalen Bewegung oft nicht mehr einfällt, als deren „Unwissenschaftlichkeit“ zu kritisieren, und es bei einer bloßen Kenntnisnahme besonderer Erfahrungen belässt.

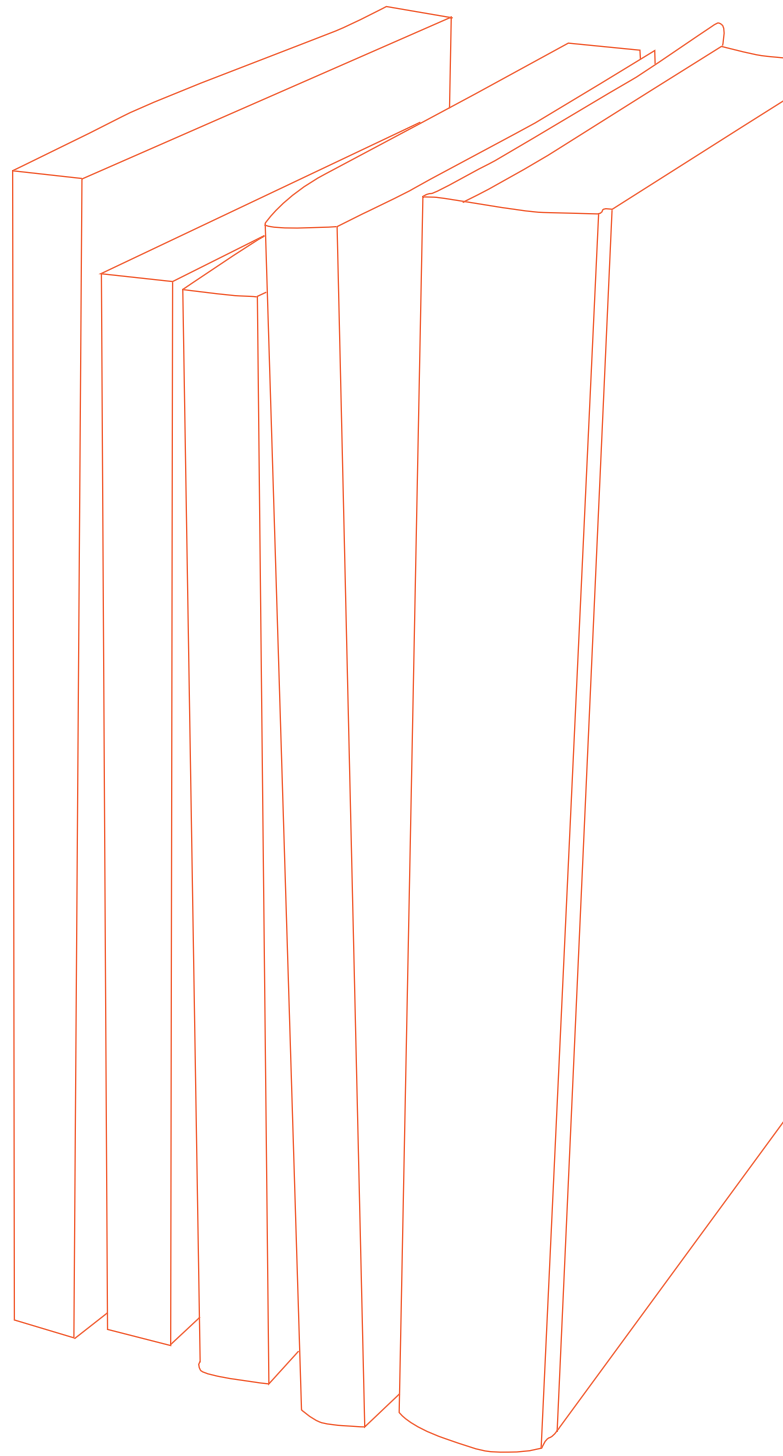


Schon der Untertitel des Buches „Bibel, Schrift und Evangelium im Leben der Kirche und im Denken der Theologie“ weist darauf hin, dass es Dalferth darum geht, die Unterscheidung von Bibel, Schrift und Evangelium einzuschärfen. Das läuft aber nicht auf abstrakte Begriffsklärungen heraus, sondern die Unterscheidungen sind notwendig, um wieder das Ohr für das „wirkende Wort“ frei zu bekommen, durch das allein evangelische Theologie Halt und Orientierung in der Gegenwart findet. Ein katholischer Leser wird vielleicht resümieren, dass damit nur das evangelische Grundproblem einer der Kirche vorausgesetzt geglaubten Heiligen Schrift zu Tage tritt. Doch dass die katholische Lösung einer Bindung der Schrift an die Glaubwürdigkeit der Kirche wiederum ihre eigenen Probleme mit sich bringt, dürfte gerade heute nicht zu übersehen sein.

Das Buch von Dalferth baut ein paar Hürden auf, die seiner zu wünschenden Rezeption im Wege stehen. Da wären zum einen die Textlänge von fast 450 eng bedruckten Seiten und zum anderen die teilweise nur für Fachtheologen interessanten Auseinandersetzungen mit kirchlichen Dokumenten oder anderen Theologen zu nennen. Doch ist das Buch im besten Sinne als Lesebuch zu gebrauchen, in dem man sich einzelne Kapitel heraussucht. Da der Autor sowieso seine Grundgedanken immer wieder neu durchdekliniert, wird man schnell den Faden des Buches gefunden haben. Sicher sind die einzelnen Kapitel durchaus gehaltvoll und lassen sich nicht en passant durchlesen, selbst wenn der Autor immer wieder zu griffigen und pointierten Urteilen findet. Aber der Leser wird mit Einsichten in die Grundstruktur evangelischer Theologie reich belohnt werden.

Wer die Schwäche evangelischer Theologie in der gegenwärtigen Situation, aber auch ihre von der Reformation mitbekommene Stärke verstehen will, dem sei dieses Buch empfohlen.

Jürgen Boomgaarden



Jernard McGinn

Die Mystik im Abendland

Band 6/2: Verzweigung. Die Mystik im Goldenen Zeitalter Spaniens (1500-1650)

Aus dem Englischen von Bernhadin Schellenberger

Freiburg: Herder Verlag. 2018

512 Seiten

80,00 €

ISBN 978-3-451-38042-6

Schon der 6. Band in dem Standardwerk des nord-amerikanischen Ex-Dominikaners – und der in drei Teilbänden. Der erste, schon erschienen, widmet sich der evangelischen Reformation; der dritte, schon angekündigt, wird sich den myst(agog)ischen Aufbrüchen katholischer Prägung damals in Frankreich, Deutschland und Italien widmen. In diesem unter dem Titel „Verzweigung“ – steht das goldene Jahrhundert Spaniens im Mittelpunkt: die Jahre ab 1500 mit dem Aufbruch durch die Entdeckung Lateinamerikas bis 1650. Wie bisher schon: immer gelehrt und kenntnisreich, Horizonte öffnend und glänzend erzählt – eine Schatztruhe und Fundgrube wie die bisherigen Bände.

Bezeichnend insgesamt und neu ist in dieser Zeit das Interesse am Subjektwerden. Erasmus spielt die Rolle eines Initiators. Reflexive Selbstbetrachtung wird attraktiv, das Achten auf Innerlichkeit und Affektivität. Entsprechend kommt das innere Gebet förmlich in Mode, die unmittelbare Begegnung, ja Einheit mit Gott. Entsprechend groß ist der Verdacht der Großkirche, die natürlich um den Einfluss ihrer Vermittlung durch Wort, Sakrament, Gemeinschaft und (Lehr-)Amt bangt – ein aktuelles Thema bis heute. Erläutert wird all dies konzentriert an einzelnen Gestalten.



Im Mittelpunkt stehen drei große Porträts. Zuerst Ignatius von Loyola (1491-1556) mit seiner Biografie und daraus erwachsend mit seinem genialen Exerzitienbuch – einem der spirituellen Bestseller und Ratgeber bis heute, weniger zum Lesen gedacht als zum Üben mit Anleitung und Begleitung. Wie unterschiedener Christ werden, wie erwachsen werden im Glauben und befreit durch die Begegnung mit Gott? In diesem „Handbuch“ geistlichen Lebens und natürlich in seinen anderen Schriften den mystischen Autor entdecken – das steht im Zentrum der Darstellung: das Original Ignatius mit seinen erstaunlichen Visionen, seiner ungläublichen Gottunmittelbarkeit und seiner tränenreichen Erschütterbarkeit, mit seiner klaren Unterscheidungskraft und kirchlichen Hellsicht. Erfreulich nüchtern spricht der Gründer der Jesuiten ja kaum von Gotteseinigung, von religiösem Liebesgeflüster ist bei ihm kaum die Rede, im Zentrum stehen die Entdeckung der eigenen Berufung und deren entschiedene Wahl, der apostolische Dienst und das Dasein für andere, also die gelebte Einheit von Kontemplation und Aktion zur höheren Ehre Gottes – und das immer im Geheimnis und Geschenk wirklicher Freiheit.

Vieles davon gilt auch für die beiden etwas jüngeren Pioniere der Gottes- und Selbstentdeckung: Teresa von Avila (1515-1582) und Johannes vom Kreuz (1542-1591). Jeweils eine Monografie für sich, erschließt McGinn die zentralen Werke der beiden: Biografisch und mystisch engstens verbunden, sind sie doch höchst unterschiedliche Glaubenszeugen und geistliche Schriftsteller. Teresa, „die erste Frau, die mit Rücksicht auf die Inquisition schrieb“ bzw. schreiben musste (155), äußert sich unmittelbar voll spontaner Geistesgegenwart mit (typisch?) weiblicher Phantasie inmitten der Männerwelt. Johannes, der studierte Kleriker, ist einer der größten spanischen Dichter bis heute und zudem ein radikaler „Systematiker“ des Mystischen, der aufs Ganze geht („absolutistisch“, wie McGinn (325), sollte man ihn nicht nennen). Beide zeichnet eine große Introspektive, fast psychoanalytische Sensibilität aus, eine höchst feinfühligste religionspädagogische, nein mystagogische Begleitungskunst aus. Beide sind, wie Ignatius, in ihrer Mystagogie erfreulich geerdet und erfrischend realistisch, aller spirituellen Erfahrungssucht abhold und stets die Gefahr narzisstischer Eigensucht im Blick. Das hängt wesentlich mit ihrer Christusinnigkeit zusammen – und die schließt wesentlich das Bestehen und Verwandeln der faktischen Welt ein, also das Kreuz. Aber gerade Johannes vom Kreuz passt keineswegs in das Klischee des „finsternen“ Asketen. Man lese nur seinen Sonnengesang namens *Cantico espiritual*. Schließlich kann der alte Wahlspruch „in actione contemplativus“ für alle drei Reformatoren gelten: Einswerden mit Gott durch das Leben und Wirken in der Welt – und entsprechend nicht nur Reformation, sondern Transformation von Welt und Menschen in und durch die Gegenwart Gottes und seines Geistes in allen Dingen.

Vergleichbar den evangelischen Reformatoren gibt die spanische Mystik dieser Zeit der Freiheit eines Christenmenschen Raum. Im Geheimnis unmittelbarer Gottbegegnung wagt der Mensch die Expedition in das innere Ausland und sieht sich zum Bruder, zur Schwester Christi befreit, zu wahren gottmenschlichen Leben also. Dabei wird, typisch neuzeitlich schon, auf den Weg und auf die Methode christusgemäßer Menschwerdung besonderen Wert gelegt. Höchst bedeutsam wird „die Autorität der inneren Erfahrung“ (483f) – und damit die Rolle kirchlicher Heilsvermittlung (bis heute das interkonfessionell entscheidende Trennungsthema). Für die drei katholischen Glaubenslehrer ist Mystik ohne Kirche undenkbar, aber Kirche ohne Mystik armselig. Ein Fazit der faszinierenden Darstellung McGinns, ein Muss für alle Interessierten, lautet (484f): „Das vielleicht größte Paradox der spanischen Mystik dürfte die Tatsache gewesen sein, dass in der Geschichte der christlichen Mystik ausgerechnet im historischen Kontext einer so starken Verdächtigung und sogar Unterdrückung von Behauptungen, Gott innerlich erfahren zu haben, einer der umfangreichsten, eindrucksvollsten und einflussreichsten Bestände von Schriften zur Mystik entstanden ist.“

Gotthard Fuchs

Thomas Söding (Hg.)

**Führe uns nicht in Versuchung
Das Vaterunser in der Diskussion**

Freiburg: Herder Verlag. 2018

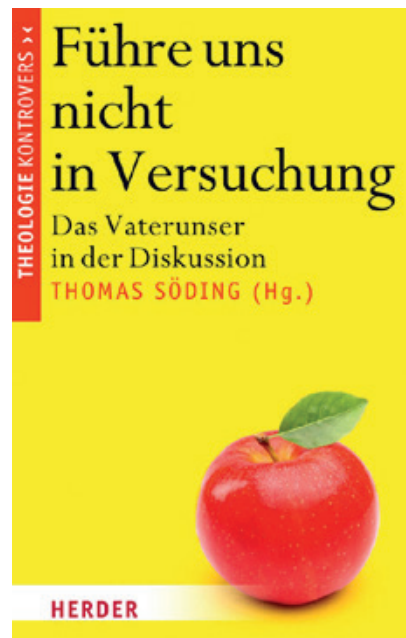
188 Seiten

16,00 €

ISBN 978-3-451-38264-2

In dem von Thomas Söding herausgegebenen Band der „Reihe Theologie kontrovers“ geht es darum, wie die sechste Bitte des Vaterunsers „Führe uns nicht in Versuchung“ im Ganzen des Herrengebets zu verstehen ist. 11 Beiträge namhafter Theologen gehen dieser Frage aus exegetischer, theologischer und pastoraltheologischer Sicht nach, um die Versuchungsbitte dem Menschen von heute in der aktuellen und kontrovers geführten Debatte neu zu erschließen.

Im ersten Beitrag „Um Himmels Willen“ befasst sich der Herausgeber mit der griechischen Textüberlieferung und kommt nach eingehender Prüfung des Begriffs der Versuchung (*peirasmos*) zu dem Ergebnis, dass es sich dabei nicht um irgendwelche marginalen Versuchungen, sondern um eine Anfechtung handelt, „in der die Liebe zu Gott auf dem Spiel steht und zugleich der Sinn des eigenen Lebens“ (16). Nur weil die Menschen frei wären, könnten sie in Versuchung geraten und müssten in Verantwortung damit fertigwerden. Der von Söding erwogene, aber abgewiesene Gedanke, dass hinter der griechischen Übersetzung ein aram./hebr. Verb im Kausativ gestanden haben dürfte, könnte, was den Anteil der menschlichen Freiheit in der Versuchung angeht, weiterführen. Dort ist nämlich von der Bitte an Gott die Rede, den Beter nicht in die Hände (*jadim*) bzw. die Gefangenschaft der Versuchung geraten zu lassen (*tebienu*), sofern diese die eigenen Fähigkeiten des Menschen zu übersteigen und von ihm Besitz zu ergreifen droht. In diesem Sinne geht Söding davon aus, dass Menschen, wenn sie denn in der Versuchung scheitern, nicht deshalb scheitern, „weil Gott es so gewollt und herbeigeführt hätte, sondern weil sie es so weit haben kommen lassen“ (25f). Obwohl er betont, dass hinsichtlich der Formulierung „die Sprache der Kirche nicht sklavisch an den Wortlaut



der Bibel gebunden“ (26f) sei, hält er daran fest, dass der Gottesdienstbesucher dazu bereit sein sollte zu beten: „Führe uns nicht in Versuchung.“

In seinem Beitrag „Der Reiz der Versuchung“ geht Christian Frevel vom Begriff der Versuchung im Alten Testament aus und bezeichnet eine das permissive Moment in die Versuchungsbitte aufnehmende Übersetzung als Versuch, „Gott seiner bleibenden Ambivalenzen zu berauben“ (29). An keiner Stelle im Alten Testament wolle die Versuchung den Menschen ins Verderben führen, sie entspringe vielmehr aus der bleibenden Spannung zwischen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit im Gottesbild. Damit sei die in der Versuchung erkennbare Ambivalenz Gottes „notwendiger Bestandteil des Gottesbildes“ (45) und diese aufzuheben bedeute letztlich, „sich von der biblischen Tradition loszusagen“ (45). Somit unterstellt Frevel die im alttestamentlichen Gottesbild gegebene Ambivalenz dem Vaterunser. Es stellt sich die Frage nach dem jesuanischen Gottesbild, das mit der Abba-Anrede ein einzigartiges Zeugnis eines von eindeutiger Treue getragenen Gottesverhältnisses darstellt.

Robert Vorholt thematisiert in seinem Beitrag „Versuchung von Anfang bis Ende“ das Ringen Jesu um die Wahrheit seiner Gottessohnschaft und betont, dass Jesus gerade in der Versuchung „ein absolutes Gottvertrauen“ (60) vorlebt. Aus diesem heraus gelte die Aufforderung an seine Jünger zu beten, „damit sie nicht in Versuchung geraten“ (60). Der Versuchung zu entgehen bedeute letztlich, „in der Kreuzesnachfolge Jesu und also in der Treue und im Gehorsam Gott gegenüber zu bleiben“ (61).

In dem Beitrag über „Die Versuchung des himmlischen Brotes“ geht es Eckhard Nordhofen um die „innere Logik“ des Vaterunsers. Mit dem Vaterunser biete Jesus „den Schlüssel zu einem inkarnatorischen Gottesverhältnis“ (66), wobei jede Bitte die vorige aufgreife und weiterführe. Nach einer philologisch ausführlichen Darstellung der dritten Bitte, bei der der Bezug zur Eucharistie naheliege und die daher als Bitte um das Himmelsbrot zu verstehen sei, stellt er in Bezug auf die sechste Bitte fest, dass diese schon immer irritiert habe, hält aber daran fest, dass der Anspruch des Gebets auf Authentizität schwer beschädigt wäre, „wenn man den Text nur deswegen ändert, weil man sich einen Gott wünscht, der rätsellos und einfach nur lieb ist“ (73). So meine das griechische Wort *peirasmos* „Versuchung im Sinne einer Prüfung und nicht im Sinne einer Verlockung zum Bösen“ (74). In der Versuchung, „die sich gerade in der Gottesnähe heranschleicht“, drohe „eine gefährliche Dialektik von Gottesnähe und dem Absturz in die Usurpation“ (74). Daher betrachtet Nordhofen die Versuchungsbitte als das „Sicherungsseil“, mit dem man „am Mysterium des nicht kalkulierten Gottes festhält“ (75).

Ihrem Beitrag „Gott bewahre. Wege zum Verstehen der schwierigen Versuchungsbitte“ schickt Johanna Rahner die grundsätzliche Feststellung vorweg, dass liturgische Texte Gebrauchstexte und keine „Zaubersprüche“ sind, „deren Wortlaut um der Gültigkeit willen penibel bewahrt werden müsste“ (77). Nach eingehender Behandlung der Theodizee-Frage (auch in der islamischen Mystik) stellt sie fest, dass Gott als Adressat der Anklage spätestens in der christlichen Mystik mit der Theologie der *Compassio* „aus dem Spiel“ (87) ist und die Klage zugunsten der Bitte marginalisiert wird. Gegen den Gottesbegriff des Nominalismus als Quelle des neuzeitlichen Autonomie-Gedankens, bei dem die Beziehungslosigkeit und Freiheit Gottes in seine Unberechenbarkeit und Willkür gegenüber dem Menschen „abzudriften“ (89) drohe, eröffne der christliche Inkarnationsgedanke den Blick für Gottes unbedingten Heilswillen als Ausdruck seiner unbedingten Liebe. Dies verändere die Wahrnehmung des Bösen von Grund auf. Angesichts dessen stellt Rahner die Frage, ob nicht an der Aussage von Papst Franziskus festzuhalten ist: „Ich bin es, der da fällt, aber es ist nicht er, der mich in Versuchung geraten lässt... Ein Vater hilft, sofort wieder aufzustehen.“ (93) Die Versuchungsbitte zu verändern sei ein „hehres Vorhaben“ (93) und daher gelte es, das Unbehagen an der gängigen Formulierung wachzuhalten.

Dagegen stellt Julia Knop in ihrem Beitrag „Gott-verlassen beten. Wider die Verharmlosung Gottes und die Banalisierung des Vaterunsers“ fest, dass man in Theologie und Kirche mehrheitlich keinen Änderungsbedarf an der deutschen Fassung des Vaterunsers sähe, da sie theologisch valide und ökumenisch verbindlich sei. Gegenstand der Bitte sei „die projizierte Anfechtung der Gottesrelation des Beters, das Drama der in die Krise geführten Nachfolge“ (105). Das Vaterunser sei ein „Gebet, kein dogmatischer Traktat“, und beanspruche daher „keine theoretische Erklärung zur Vereinbarkeit von Gott und dem Bösen“ (107). Angesichts des Verlustes der Gottesfrage heute sollte die Versuchungsbitte „um Gottes willen nicht entschärft oder theologisch verharmlost werden“ (108). Bei dieser Schlussfolgerung stellt sich allerdings die Frage, welchen Anteil die in der Diskussion um das Vaterunser zu Tage tretende Problematik der Vermittlung religiöser Texte an diesem Verlust der Gottesfrage hat und ob demzufolge nicht doch das Vaterunser für ein lebendiges Glaubensleben neu zu buchstabieren ist.

Michael Beintker beschäftigt sich in seinem Aufsatz „Versuchung als Anfechtung. Das Vaterunser im Fokus der Gottesfrage“ mit den protestantischen Positionen und bestimmt die Versuchung (tentatio) als Anfechtung, in welche Gott den Glaubenden führe. Wissend um die Zerbrechlichkeit des eigenen Gottvertrauens werde Gott angefleht, dem Glauben Festigkeit zu schenken. Die Versuchung müsse verstanden werden als „Ungewissheit, die sich zwischen Gott und den Glauben schiebt“ (122). Die sechste Bitte des Vaterunsers könne daher so lauten: „Gott, lass die Anfechtungen nicht so groß werden, dass sie uns über den Kopf wachsen und wir uns resignierend von dir abwenden.“ (123) Zum Schluss zitiert Beintker aus der Paraphrase von Karl Rahner: „...behüte uns in der Versuchung, die eigentlich nur eine ist. Nicht zu glauben an dich und an die Unbegreiflichkeit deiner Liebe.“

Für Markus Striet geht es in seinem Artikel „Versuchung und Freiheit“ um eine Frage der Rechtfertigung Gottes angesichts dessen, dass der als Vater angesprochene Gott nicht in die Abläufe der Welt rettend eingreift und dadurch unter dem Dauerverdacht stehe, „nicht nur nutzlos zu sein, sondern nicht zu existieren“ (130). Ein fordernder Gott angesichts des erst in der Moderne möglich gewordenen Verständnisses von Autonomie würde den „Ausverkauf jeglicher Ethik und Moral“ (131) bedeuten. Aus diesem Grund dürfe Gott den Menschen nicht auf die Probe stellen oder gar zum Bösen versuchen. Wenn Gott die Freiheit des Menschen achten wolle, führe er in die Versuchung, „weil er sich vorenthält“ (133). So habe Gott auch Jesus „entsetzlich versucht“ (134), indem er sich ihm gegenüber verschwiegen und nicht rettend eingegriffen habe, als es für ihn am Kreuz „hart auf hart“ kam. In Anbetracht der Parusieverzögerung spricht Striet von einer „Dauerversuchung des Menschen durch Gott selbst, weil die Sonne bis heute unterschiedslos über Gerechte und Ungerechte scheint“ (137) – und dies schon so lange, dass die Versuchungsbitte „in einer gottentnüchternen Moderne gewisse Abnutzungserscheinungen zeigt“ (137).

Gunda Werner versteht ihren Beitrag „Und führe mich nicht in Versuchung, denn ich werde sie auch alleine finden“ als „Notizen zu einem unauflösbaren Dilemma“. Dazu findet sie bei Immanuel Kant Erhellendes, „wie die Schuldverstrickung als Verstrickung des Menschen und nicht als eine Tat Gottes gedacht werden kann“ (141). Nach Kant sei der Grund des Bösen selbst „allein im Actus der Freiheit... zu suchen“. Schuld und Sünde seien per se freiheitliche Taten, auch wenn sie noch so unfrei wirkten. Der Mensch erliege aus freien Stücken der Versuchung, und ohne diese wäre „der Glaube wohl kein Glaube“ (148). Die Verfasser des Vaterunsers thematisierten so gesehen weniger Gott als den Menschen in seinem gläubigen Vertrauen.

Isolde Karle behandelt in ihrem Aufsatz „Beten in der Krise“ die seelsorgerliche Kraft des Vaterunser. Nachdem sie Papst Franziskus mit seiner Kritik an der gängigen Formulierung darstellt, plädiert sie für die Beibehaltung der herkömmlichen Übersetzung aus pragmatischen, seelsorgerlichen und dogmatischen Gründen. Es gehe darum, Gott nicht „zu einem ‚lieben Gott‘ zu verniedlichen“, sondern „das Vaterunser weiterhin so zu beten, wie wir es gewohnt sind, und es damit vor Veränderung zu schützen“ (152). Die in Mt 26,38 gezeigte äußerste Anfechtung des Gottvertrauens Jesu betreffe auch seine Nachfolger. Mit Dietrich Bonhoeffer sieht sie in der Gottverlassenheit „das eigentliche Thema der sechsten Vaterunser-Bitte“ (158). Das Vaterunser sei Teil des kulturellen Gedächtnisses der Christenheit und als einer „der wichtigsten öffentlichen Identitätsmarker der Christenheit in diachroner und synchroner Hinsicht“ (168) zu betrachten. Eine rituelle Teilnahme daran verlange nicht Glauben, sondern nur Akzeptanz, die zu erhalten wesentliche Aufgabe der Kirchen sei.

Zu einem ganz anderen Ergebnis kommt Winfried Haunerland im letzten Beitrag über „Biblische Bilder im liturgischen Gebet“. Er stellt darin grundsätzliche Überlegungen zu Liturgie und Bibel als Schule des Gebetes und des Glaubens an, ohne thematisch auf das Vaterunser und die Versuchungsbite einzugehen. Er entfaltet in vier Thesen, dass die Kirche, „wenn sie in der Welt von heute Zeugnis von der Liebe und Barmherzigkeit Gottes geben will“ (183), neue Ausdrucksformen des Gebets finden muss, die einerseits dem Lebensgefühl und der Vorstellungswelt der jeweiligen Gegenwart entsprechen soll, deren Inhalte andererseits an die Sprache und Bilderwelt der biblischen Texte rückgebunden sein müssen.

Damit ist das Kernproblem angesprochen, das die kontroversen Stellungnahmen zur sechsten Vaterunserbitte bestimmt. Die Beiträge sind auf unterschiedliche Weise „Rettungsversuche“ eines lange als unabänderlich betrachteten Textes, der selbst zweifelsfrei die Übersetzung eines verlorengegangenen Ur-Textes darstellt und mit dessen „Übersetzung“ in den gegenwärtigen sprachlichen und theologischen Horizont man sich schwertut. Die unter verschiedenen glaubenswissenschaftlichen Aspekten kontrovers geführten Erörterungen bieten eine Fülle bedenkenswerter Argumente, sich mit dem je eigenen Verständnis- und Glaubenshorizont auseinanderzusetzen. Es stellt sich die Aufgabe, die in der griechischen und lateinischen Sprache überlieferten Textfassungen des Vaterunser in die eigene Sprache zu „übersetzen“ und damit ein über die Jahrhunderte geronnenes Glaubensgut in das eigene Glaubensleben und Gebet zu verflüssigen und einen Sitz im eigenen Leben einzuräumen. Die sprachliche und inhaltliche Bemühung um das Herrengebet ist eingebettet „in die Geschichte des Christentums, die zugleich als Geschichte der Übersetzung zu lesen ist. Übersetzung ist geradezu ein Markenzeichen des Christentums, das die sprachliche, kulturelle und persönliche Kommunikation des Evangeliums sucht“ (Michael Sievernich). Die Beiträge des vorliegenden Bandes zeugen von einem ernsthaften Ringen um das rechte Verständnis der Versuchungsbite, sie hinterfragen deren Begrifflichkeit und konfrontieren mit wesentlichen Aspekten dieses zentralen christlichen Gebetes. Ein zum Nachdenken über das eigene Gottesverhältnis und die eigene Gebetspraxis anregendes lesenswertes Buch!

Peter Jentzmik

Christoph Böttigheimer
Sinn[losigkeit] des Bittgebets
Auf der Suche nach einer rationalen Verantwortung

Freiburg: Herder Verlag, 2018
181 Seiten
20,00 €
ISBN 978-3-451-382789

Wie lässt sich das Bittgebet vor der Vernunft verantworten? Diese fundamentaltheologische Frage umkreist der renommierte Theologe, Professor an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, in seinem gut strukturierten, sprachlich klaren und aspektreichen Buch.

Vorwort (9-14) und Hinführung (15-36) verorten die Bedeutung des Gebets im Zentrum des Glaubens. Die Überlegungen zum Bittgebet stehen nämlich im Kontext der Frage nach dem Weltbezug Gottes und seinem Handeln; von Anfang an wird so die enge Relation zur Gottesfrage thematisiert.

Der Zusammenhang zwischen Reflexionen über Gott und verschiedenen Aspekten des Bittgebets prägt den Aufbau der folgenden Darstellung. Die vier übersichtlichen, anspruchsvollen, aber flüssig lesbaren Kapitel sind jeweils in Anfragen und Antwortversuche unterteilt und beinhalten: Zuhören Gottes (37-70), Handeln Gottes (71-106), Wille Gottes (107-132) und Affizierung Gottes (133-162). Das Schlusswort (162-168) bietet einen zusammenfassenden Überblick über die Argumentation. Der Autor formuliert, wie schon an anderen Stellen des Buches, offene Fragen.



In Modifikation des personalen Theismus müsse das Nicht-Personsein Gottes betont werden, von dem aber in Anknüpfung an die biblische Tradition Personales ausgesagt werden könne. Der Rekurs auf den Panentheismus hebe die strikte Trennung von Welt und Gott auf und nehme dessen immanente Transzendenz ernst: „Gott ist mitten im Leben jenseitig.“ Dietrich Bonhoeffers Einsicht wird zustimmend angeführt. So sei die personale Dimension Gottes gewahrt, aber vor einem allzu affirmativen Anthropomorphismus geschützt. Als die transpersonale Wirklichkeit in allem höre Gott die Gebete und Bitten der Menschen. Das Gebet sei Einswerden mit Gott, dem Wirklichkeitsgrund.

Gottes Handeln dürfe nicht interventionistisch verstanden werden, das sich in Welt und Geschichte mechanisch-kausal vollziehe. Dadurch, dass eine solche Auffassung als obsolet betrachtet werden müsse, ergebe sich die Frage nach einem adäquaten Verständnis der Eigenschaften Gottes. Unveränderlichkeit, Allgüte und Allwissen müssten über die klassische Metaphysik hinaus mit Bezug auf die Offenbarungsgeschichte neu und anders in den Blick kommen. Denn in der jüdisch-christlichen Glaubensgeschichte zeige sich ein Gott, der von den Bitten affiziert werde, selbst mitleidensfähig sei und Menschen auch durch deren Bitten in die Heilsgeschichte einbinde.

Als zwei freie Handlungssubjekte kommunizierten und interagierten Gott und Mensch. Deshalb könne die Zukunft von Gott weder vorhergesehen noch determiniert werden. Dennoch sei diese nicht völlig offen, sonst würde die von Gott inspirierte und bewirkte christliche Vollendungshoffnung fragwürdig.

Am Ende dränge sich allerdings die Frage auf, warum sich Gott so sehr bitten lasse und sich so verborgen halte. Solche Fragen offen- und auszuhalten, Unglaube, Skepsis und Klage in das Bittgebet zu integrieren, könnten zu einem reiferen Glauben beitragen.

Jedes einzelne Kapitel des Buches beinhaltet vielfältige Denkanstöße. Deshalb kann jedes für sich Gegenstand eines Glaubensgesprächs sein. Vertiefende Hinweise bietet das ausführliche Literaturverzeichnis. Dem Autor gelingt ein bewegendes, dialogisches Buch, das über die Reflexion hinaus zur Betrachtung des Bittgebets anregt.

Heribert Körlings

Huub Oosterhuis

Alles für Alle

Ein Glaubensbuch für das 21. Jahrhundert

Herausgegeben von Cornelis Kok

Aus dem Niederländischen von Frank Bestebreurtje

Ostfildern: Patmos Verlag, 2018

237 Seiten

22,00 €

ISBN 978-3-8436-1014-8

Ende der 1960er gab es eine Zeit, in der die Spätfolgen der lateinischen Liturgie behoben werden sollten. Dabei schossen pastorale „Übersetzer“ von Gebeten und Messtexten, Traktaten und Katechismen aus dem Boden und blühten. So entstand zwischen Bern und Amsterdam ein neuer Sound – und den lieben wir wie seine zahlreichen Autoren, ganz besonders aber Huub Oosterhuis. Kein Krankenbesuch, keine Andacht ohne das kleine Büchlein im Plastikeinband. Und die ganz Mutigen begannen selbst „kreative Liturgien“ zu erproben und „politische Nachtgebete“ zu organisieren.

Angesichts der überdeutlichen nachkonziliaren Defizite erregten Oosterhuis' Texte, wie etwa die Litanei von der Anwesenheit Gottes, die Hoffnung, näher an den Leuten zu sein. Und dann war da noch der besondere Sound of the sixties – raunend wie grob übersetztes Niederländisch, warm und modern. Was die Modernität anbetrifft, so waren es eher wir, die Redner und Lehrer, denen diese besondere, extra-reiche und mit seltsamen Wendungen gespickte Rede zu neuer Sicherheit verhalf. Das ist fast 40 Jahre in der Versenkung verschwunden und der besonderen, auch musikalischen Vorliebe Weniger anheimgefallen. Jetzt erscheint ein neues Buch, das die Gelegenheit gibt, die Hintergründe noch einmal zu betrachten.



„Alles für alle“ versteht sich in der Nachfolge der (holländischen) Katechismen, bespricht also „Alles“ des Glaubens und wendet sich an „Alle“, ist nicht konfessionell gebunden. Nun bedeutet „Alles“ hier vor allen Dingen eine bestimmte biblische Perspektive mit ausgeprägten alttestamentlichen Akzenten und gelegentlichen Ausblicken auf großkirchliche Lehren und Praktiken, nicht eine globale Welttheorie. Diese Beschränkung zieht eine genauere Bestimmung von „Alle“ nach sich: Oosterhuis wendet sich an alle Suchenden guten Willens und mögliche Mitstreiter der eigenen lokalen studentischen ekklesia.

Nach wie vor sind die Textdeutungen überzeugend und anregend. Der Autor bringt biblische Quellen zum Sprechen: Auch ohne historische Exegese zu betreiben, beginnt es „zu Dir zu sprechen“. Die Zumutungen, die daraus folgen, werden deutlich unterstrichen und ihre mystischen Wurzeln benannt. Das alles ist nicht eigentlich neu, wird aber verständlich und fesselnd formuliert. Viele Einzelheiten rufen geradezu danach, eins zu eins in das lehrende Sprechen übernommen zu werden.

Und doch bleibt ein gewisses schales Gefühl. Wer macht etwas falsch? Die Großkirche, die Jenseitstheologie betreibt. Was ist ethischer Inhalt der Religion? Das Liebhaben. Wen liebhaben? Die Armen liebhaben. Das ist alles nicht falsch und auch nicht platt. Aber es fehlen die für einen Katechismus wesentlichen Stichworte: Gott lieben, der Nächste, Erschaffung, Leiden, Sünde und Vollendung. Sicher, das schließt das Recht der Stichworte des Autoren nicht aus, übersieht auch nicht die gelegentliche Erwähnung. Aber dies wahrzunehmen könnte die drohende Enge der Argumentation verhindern.

Viel wäre zu retten durch einen weniger verrät-selten Titel. Wer „Alles für Alle“ will, lässt nichts für den Einzelnen, denn alles ist schon vergeben. Das vorangestellte Motto des Buches „Gott alles in allem“ besagt einen eschatologischen Zustand – der Sohn unterwirft am Ende sich selbst dem Vater, damit Gott alles in allem sei – und das hat mit dem angezeigten großen Liebhaben wenig zu tun. Als Beschreibung der Intentionen einer lokalen Glaubensgemeinschaft würde dem Text kaum an Sympathie verloren gehen, seiner Glaubwürdigkeit hingegen aufgeholfen werden.

Heribert Löbbert

Gianfranco Ravasi

„Adam, wo bist du?“

Fragen zur zeitgenössischen Anthropologie

Mit einer Ansprache von Papst Franziskus

Neue Kriterien 21

Aus dem Italienischen übersetzt von Susanne Greiner

Freiburg: Johannes Verlag Einsiedeln. 2018

100 Seiten

13,00 €

ISBN: 978-3-89411-444-2

Bei einem Buch mit dem Titel „Adam, wo bist du?“ wird es niemanden verwundern, dass der Rahmen dieses Buches ein christlicher ist, der – dies der theologischen Provenienz des Autors geschuldet – einen exegetischen Schwerpunkt hat. In diesen Rahmen eingespannt ist die Thematisierung grundlegender anthropologischer Fragestellungen nach der Natur des Menschen, nach der Zuordnung der Geschlechter, nach der Bedeutung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse von der Genetik bis zur Künstlichen Intelligenz, nach der Rolle eines Trans- bzw. Posthumanismus sowie nach den Auswirkungen der omnipräsenten Digitalisierung. Für das Selbstverständnis des Menschen in der Zukunft bedürfen diese Fragestellungen einer Klärung.

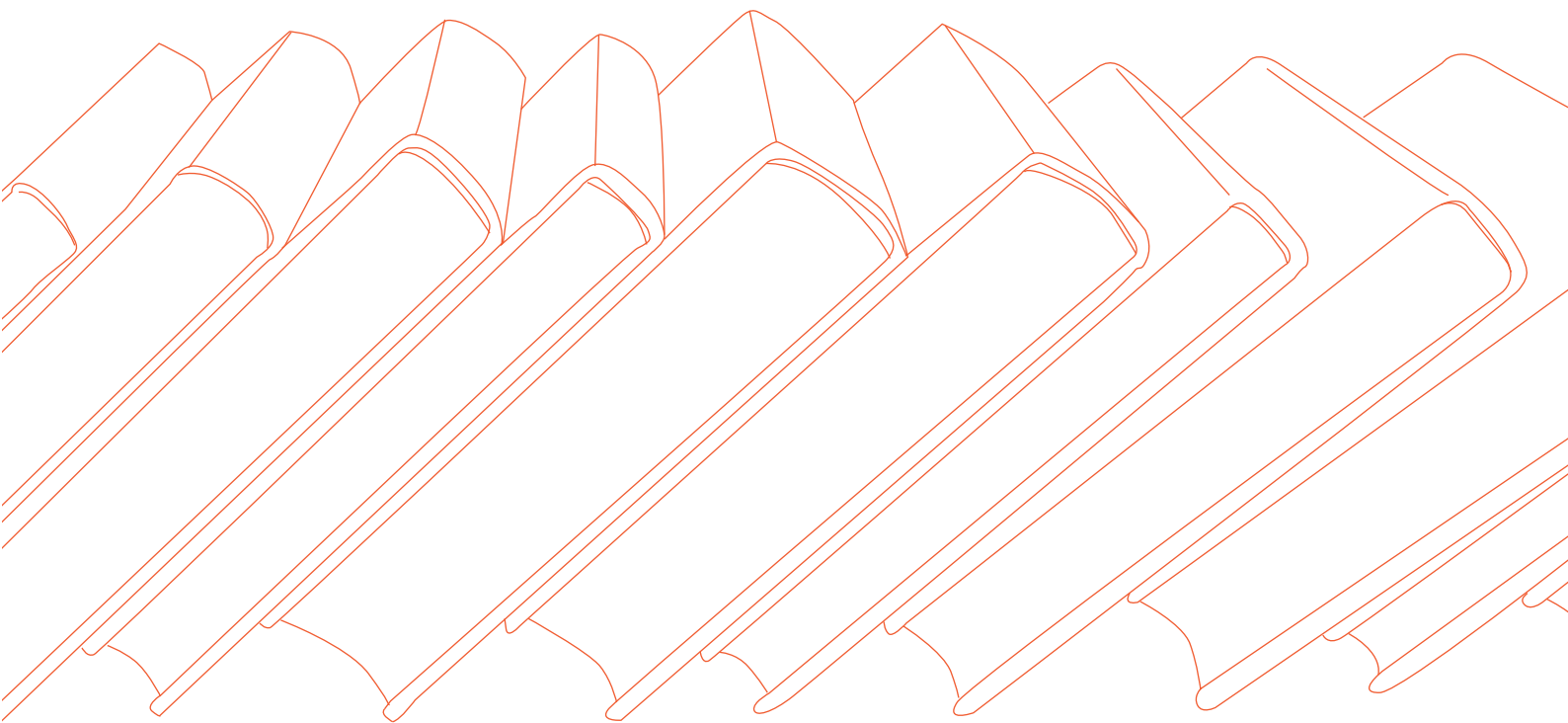
Dieser kurze Essay besticht durch die Weite des Themenfeldes wie die Breite der angesprochenen Autoren und Autorinnen. Verweise beispielsweise auf die Feministin Judith Butler wie auf den jüdischen Philosophen Edgar Morin, der sich als Atheist versteht, sind geradezu selbstverständlich. Nicht zuletzt ist die unaufdringliche, ganz und gar nicht apologetische Art und Weise, wie Aspekte einer christlichen Anthropologie eingebracht werden, bemerkenswert. Bezug genommen wird alttestamentlich auf die Leitlinien einer Anthropologie von Freiheit und Beziehung, neutestamentlich auf die Inkarnation in ihrer Verhältnisbestimmung von Kontingenz und Transzendenz. Mit beiden biblischen Motivlagen wird das Menschsein in der Moderne mit all seinen Facetten von Größe und Begrenztheit angesprochen.



Der 1942 geborene Autor ist Präsident des Päpstlichen Rates für die Kultur. Dementsprechend ist auch eine Rede von Papst Franziskus an die Vollversammlung dieses Rates beigefügt, die inhaltlich auf der Linie dieses kleinen Bandes liegt. Angesichts tiefgreifender gesellschaftlicher und kultureller Veränderungen steht das Selbstverständnis des Menschseins zur Debatte. Ein transdisziplinärer Dialog unterschiedlichster Akteure und damit auch des Christentums ist vonnöten. Dass dabei dialektische Fehlformen der Vergangenheit zugunsten einer neuen Synthese aufgegeben werden müssen, wird nachdrücklich unterstrichen.

Der Essay endet mit einem Zitat von Papst Franziskus aus der Enzyklika *Laudato si'*: „Das Christentum selbst denkt in Treue zu seiner Identität (...) stets neu über sich nach und bringt sich immer wieder im Dialog mit den neuen geschichtlichen Gegebenheiten zum Ausdruck. So lässt es seine ewige Neuheit erblühen.“ (Nr. 121) Dieser kleine, aber feine Essay ist ein gelungenes Beispiel dafür.

Thomas Franz



Rainer Hagencord
Gott und die Tiere
Ein Perspektivenwechsel

Mit einem Beitrag von Bischöfin i.R.
Bärbel Wartenberg-Potter

Kevelaer: Verlagsgemeinschaft topos plus.

Durchgesehene und ergänzte Neuauflage 2018

191 Seiten

15,00 €

ISBN 978-3-8367-0047-4

Rainer Hagencord ist Leiter des Instituts für Theologische Zoologie in Münster und seit vielen Jahren Vorkämpfer eines Perspektivenwechsels im Umgang mit Tieren. Mit „Gott und die Tiere“ erschien 2018 eine zweite Auflage dieses ursprünglich 2008 erschienenen Werkes, das wiederum eine gekürzte Ausgabe seiner Dissertation von 2004 war, das selbst inzwischen in der 4. Aufl. erschienen ist (2009). Hagencords Grundüberzeugung ist, dass eine falsche Sicht auf das Tier als Gottesgeschöpf auch den Menschen von Gott fortführt; zugleich ist es sein dringendes Anliegen, dem Tier einen Platz als Mitgeschöpf des Menschen wiederzugeben und es nicht auf seinen Nutzen für den Menschen zu beschränken. Gegenüber René Descartes, bei dem er die endgültige Wandlung des Tieres zum reinen Automaten ohne Selbstbewusstsein verortet, bringt Hagencord andere theologische Traditionen in Stellung, vor allem natürlich biblische, daneben den cusanischen Gedanken der Gottesunmittelbarkeit des Tieres oder der Enzyklika „Laudato si“. Der Schwerpunkt liegt jedoch eindeutig auf der Einbindung verhaltensbiologischer Erkenntnisse und deren (möglicher) philosophischer Interpretation.



Man muss Hagencord für sein großes Engagement in einem bisher marginal behandelten Thema der Theologie danken, ebenso sollte man die konsequent intra- und interdisziplinäre Ausrichtung der Theologischen Zoologie loben. Eine Theologie der Schöpfung bedarf tatsächlich einer ernsthaften Beschäftigung mit allem Geschaffenen, gerade in seiner jeweiligen Eigenheit. Genau jene „Eigenheit“ erscheint als das große Problem der Arbeit(en) Hagencords, insofern sie nicht selten in ein meiner Ansicht nach univokes Begriffsrepertoire münden. Begriffe wie Bewusstsein, Unmittelbarkeit, Leben, Gefühl und viele weitere erscheinen als problematisch, wenn Hagencord sie eins zu eins auf Menschen wie auf Tiere ausdeutet oder eben solches andeutet, indem er wichtige Begriffe in Anführungszeichen setzt; an manchen Stellen, etwa bzgl. der Weite des Begriffs „pleasure“ innerhalb der Verhaltensbiologie, bespricht der Verfasser dieses Problem jedoch. Neben der Frage, ob sich dieses im biologischen Sinne überhaupt rechtfertigen lässt (Hagencord nennt oft „mögliche Interpretationen“, ohne auf deren Akzeptanzgrad innerhalb der jeweiligen Disziplin einzugehen), dürfte die Frage – auch im Sinne Hagencords selbst (vgl. seine Bezugnahme auf den Cusaner)! – viel bedeutsamer sein, ob dem Tier eigentlich damit gedient sei, seinen Status doch nur wieder von sei-

ner Vergleichbarkeit mit dem Menschen her zu definieren. Innerhalb seiner Einbindung von „Laudato si“ merkt der Verfasser zwar an, dass es ein solcher Anthropologismus gar nicht das Ziel sein dürfe, um dann doch mit Buber auf das Gott-Tier-Verhältnis als Du-Beziehung zu rekurrieren.

Die Anfragen des Rezensenten mögen zugleich aber als Beleg dafür dienen, wie ernst zu nehmen das Anliegen und die Anfragen Rainer Hagencords auch vierzehn Jahre nach dem Erscheinen seiner Dissertation sind. Zugleich bemerken wir ein immer weiter steigendes ökologisches Bewusstsein in unserer Gesellschaft, das es ermöglichen würde, einen solchen theologischen Diskurs stärker in gesellschaftliche Debatten einzubinden, als dies bisher geschieht. Hagencord setzt mit seiner erneuerten Arbeit erste (allerdings auch nur solche) Wegweiser in Richtung der Pastoral und Vermittlung eines solchen erneuerten Bewusstseins. Dem anregenden Buch ist eine umfassender Debatte vor allem innerhalb der systematischen Theologie zu wünschen.

Andreas Matena

Klartext zur Integration

Islam denken

Abraham
trifft
Ibrahim

Gottes Offenbarung
in Menschenwort



Andere Weltanschauungen

kein islamisches Mittelalter

Ahmad Mansour

Klartext zur Integration

Gegen falsche Toleranz und Panikmache

Frankfurt: S. Fischer 2018

303 Seiten

20,00 €

ISBN 978-3-10-397387-7

„Klartext zur Integration“, wer würde sich das in diesen unruhigen Zeiten nicht wünschen? Und Ahmad Mansour, arabischer Israeli, Diplompsychologe und seit Jahren in Berlin engagiert in der Arbeit mit radikalisierten Jugendlichen, gehört sicher zu den Experten in Deutschland, die wissen, wovon sie sprechen. In unzähligen Talkshows und anderen TV- und Podiumsauftritten warnt er vor der Gefahr eines gewaltbereiten Islam und den Lebenslügen einer falsch verstandenen Multikulti-Seligkeit. Dafür wurde er unter anderem mit dem Moses-Mendelsohn- und dem Carl-von-Osietzky-Preis ausgezeichnet.

Nach seinem Bestseller „Generation Allah“ (2015), der bereits ein ähnliches Thema hatte, will er nun also auf 303 Seiten etwas dazu beizutragen, dass wechselseitig sowohl freundliche wie auch unfreundliche Vorurteile über gewaltbereite Muslime und kalte wie geizige Deutsche, immer zwangsverheiratete Musliminnen oder Geflüchtete, die einfach nur Opfer und keinesfalls Täter sein können, abgebaut werden und für das Miteinander in Deutschland klare Regeln gelten: „Wir sollten voneinander verlangen, eine Gesellschaft von Demokraten zu sein, die Demokratie, Offenheit, Toleranz und Akzeptanz vermittelt und verteidigt.“ Außerdem sollen Unterschiede „nicht verurteilt, aber auch nicht zelebriert“ (10) werden.



Was das Buch lesenswert macht, sind die vielen lebendig erzählten Szenen aus seiner Arbeit mit radikalisierten (meist männlichen) Jugendlichen aus dem islamischen Kulturkreis und von erwachsenen Freunden mit Migrationsgeschichte. Man lernt hier viel über Zwänge und Zusammenhänge einer Kultur, die für uns weniger fremd als eher seit vielen Jahrzehnten vergangen ist. Paradoxerweise begegnen uns nämlich klar festgelegte Geschlechterrollen, eine ausgeprägte Ehrkultur und genaue Vorstellungen darüber, was „man“ oder „frau“ zu tun habe. Wir reisen mit dem Autor in das, was viele „die gute alte Zeit nennen“, in der Frauen von den Eltern verheiratet wurden und nach der Hochzeit zu Hause blieben, die Moderne in Deutschland noch nicht angekommen war und eine konservative Auslegung der (christlichen) Religion uneingeschränkt herrschte. Doch darüber hinaus erfährt man einiges darüber, wie aktiv werbende Salafisten bei den oft heimatlosen Jugendlichen heute genau bei dieser konservativen Form islamischer Religion ansetzen und sie so für den gewalttätigen Djihaad werben. Insgesamt sind die authentischen Innenansichten des ehemaligen Salafisten Ahmad Mansour der stärkste

Beitrag, den sein Buch zur Integrationsdebatte leistet. Daneben liest man so interessante Sätze wie diesen: „Teil einer Leitkultur sollte zum Beispiel nicht sein, einer Frau die Hand geben zu müssen. Es sollte darum gehen, eine Frau gleichberechtigt zu behandeln.“ (116) und „Der zweite Weltkrieg und die gesamte deutsche Geschichte haben mit jedem zu tun, der dieses Land als Heimat bezeichnet oder bezeichnen möchte.“ (122)

Ob der deutsche Staat mit inzwischen einer Vielfalt von wirksamen Antiextremismus- und Integrationsangeboten tatsächlich „völlig planlos“ dasteht und ob die extremen Situationen mit radikalisierten Jugendlichen, die Mansur erlebt und beschreibt, exemplarisch stehen können für „die Integration“, darf allerdings bezweifelt werden –und damit ist die Gefahr, dass er selbst zu den Vorurteilen, die er bekämpfen will, durch leicht missbrauchbare Beispiele beiträgt, nur schwer zu leugnen.

Das Buch verdient eine klare Leseempfehlung, es sollte aber eine kritische Lektüre sein, die andauernd die in uns allen lebendigen Vorurteile überprüft und aus den gewonnen Erkenntnissen nicht apokalyptische, sondern konstruktive Schlussfolgerungen für das Miteinander vor allem in unseren Schulen zieht. Sie sind der Ort, an dem Integration in den nächsten Jahren gelingt oder misslingt.

Joachim Valentin

Mouhanad Khorchide

**Gottes Offenbarung in Menschenwort
Der Koran im Licht der Barmherzigkeit
Herders Theologischer Koran-Kommentar Bd. 1**

Freiburg: Herder Verlag, 2018

350 Seiten

30,00 €

ISBN 978-3-451-37902-4

Auf der Frankfurter Buchmesse 2018 wurde der erste Band der auf 17 Bände angelegten Kommentarreihe durch den Autor Mouhanad Khorchide, Leiter des Zentrums für Islamische Theologie an der Westf. Wilhelms-Universität Münster, vorgestellt. Die Anwesenheit von Manuel Herder und dessen programmatische Vorrede bei der Buchvorstellung signalisierten die Wichtigkeit dieses Projektes für den Verlag: Es wäre „ein großer Durchbruch, wenn die erstmalige Verbindung von klassischer islamischer Koranlegung und historisch-kritischer Methode gelingt.“ Die Latte der Erwartungen liegt also hoch. Überspringen soll sie ein Team um den Münsteraner islamischen Theologen Mouhanad Khorchide. Zum ersten Band tragen daher auch Dirk Hartwig, Dina El Omari und Stefan Zorn bei.

Geplant ist das Erscheinen von 1-2 Bänden pro Jahr, so dass bis etwa zum Jahr 2025 mit der Komplettierung der Reihe gerechnet werden könnte. Anders als die meisten Korankommentare der klassischen mittelalterlichen Epoche – z.B. der Kommentar von abari (9./10. Jahrhundert), der in der maßgeblichen Ausgabe von Ahmad Shaker 32 Bände umfasst – ist die Reihe nicht als fortlaufender Stellenkommentar geplant. Vielmehr nimmt sich jeder Band eines anderen Themas an (Scharia, Propheten, Jenseitsvorstellungen, Frauenbilder im Koran etc.); die beiden abschließenden Bände sollen eine kürzere Studienversion des opus magnum bieten (http://media.herder.de/files/Korankommentar_V1_ISBN_kl.pdf).



Was den ersten Band betrifft, so widmet sich dieser ausschließlich der methodologischen Reflexion als Grundlagenarbeit für die in den folgenden Bänden zu erwartende inhaltliche Auslegung der Texte. Dies mindert etwas den Spaß an der Lektüre. Wer bereits jetzt Khorchides Koranlegung an einem Sujet nachverfolgen möchte, dem sei auf seine 2017 gemeinsam mit Klaus von Stosch vorgelegte surenholistische Auslegung der Jesus-Verse des Korans verwiesen (Der andere Jesus, Freiburg 2017, 95-174) – in der sicheren Hoffnung, dass dieses Buch nicht weit vom Stamm dessen gefallen ist, was die Kommentarreihe spätestens in ihrem Band XV (Jesus und Maria im Koran) aufzubieten haben wird. Der erste Band aber beginnt mit einem längeren Überblick über die Koranforschung der westlichen Islamwissenschaft von ihren Anfängen bis zu Angelika Neuwirth (16-77). In der zweiten Hälfte des Buches findet sich auf weiteren 60 Seiten eine Darstellung der historisch-kritischen Bibelexegese in ihren einzelnen Methodenschritten sowie den Meilensteinen der Auseinandersetzung mit dieser Methode innerhalb der christlichen Theologien (231-290).

Natürlich nimmt der Verfasser in diesem Band immer wieder auf klassische und moderne islamische Ausleger Bezug, um seine Positionen abzusichern. Es fällt aber auf, dass in diesem Band eine systematische Darstellung der islamischen Koranauslegungen und ihrer Geschichte fehlt, während der westlichen Islamwissenschaft und Bibelauslegung dieser Platz einräumt wird (!). Einzig die Rechtfertigung seines eigenen ästhetischen und literaturwissenschaftlichen Zugangs zum Koran wird von Khorchide systematisch aus den klassischen und modernen islamischen Schulen hergeleitet (Kap. 4, 152-212).

Dazu fordert Khorchide im 3. Kapitel („Ein theologisch-hermeneutischer Zugang zum Koran“, 78-151) einen Paradigmenwechsel „für ein anthropologisches Verständnis der Offenbarung Gottes im Islam“ ein, den er in seine Vision der Barmherzigkeit als fundamentale Wesenseigenschaft Gottes einbindet (Islam ist Barmherzigkeit, Freiburg 2012, 2. Aufl. 2015). Im Koran, so Khorchides Überlegung, manifestiert sich diese Wesenseigenschaft Gottes, und sie ist gleichzeitig der hermeneutische Schlüssel zur Auslegung des Korans. Da er aber Barmherzigkeit als Gottes liebende Zuwendung zu seinen Menschen versteht, die Er in eine vollumfängliche Freiheit entlässt, muss dies in gewissen Grenzen auch für die menschliche Freiheit bei der Auslegung des Korans gelten. In der theologischen Spekulation von Khorchide korreliert also das fundamentale Wesensattribut Gottes – seine Barmherzigkeit – mit der Freiheit der menschlichen Auslegungen seiner Offenbarung. Dementsprechend fragen die abschließenden Kapitel 6.8 und 7 nach den Bedingungen, zu denen historisch-kritische Auslegungen des Korans vor der islamischen Theologie verantwortet werden können (291-325).

Abschließend möchte ich zwei Fragen stellen, um folgendes Versprechen aus dem Werbe-Flyer des Herder-Verlags realistisch einzuordnen: „Ein völlig neuer Ansatz, den Koran zu interpretieren. ... Eine Lücke wird geschlossen. Erstmals verbindet ‚Herders theologischer Koran-Kommentar‘ (HthKK) die Ergebnisse der historisch(-kritischen) und literarischen Analyse der Arabistik und Islamwissenschaft mit der islamischen Kommentartradition. Der Kommentar erschließt die Bedeutung des Korans als literarischer Text mit historischem Kontext und als Rede Gottes.“ Meine Fragen lauten: Ist erstens die Methode, die Khorchide an den Koran anlegt, innerhalb der islamischen Koran-Auslegung wirklich ein „völlig neuer Ansatz, den Koran zu interpretieren“? Und was versteht der Verfasser zweitens unter „historisch-kritischer“ Auslegung?

Für die erste Frage ist es wichtig zu verstehen, dass Khorchide nicht die Koranauslegung neu erfinden will, sondern sich innerhalb eines Stroms moderner islamischer Interpreten bewegt, die sich selber als hermeneutische Ausleger verstehen, von denen er den ägyptischen Literaturwissenschaftler Abu Zaid (gest. 2010) häufig anführt. Im englischsprachigen Bereich redet man von „contextualists“, auch wenn nicht jeder Autor diesen Begriff gerne als Eigenbeschreibung übernimmt. In diesem Sinne ist ein deutschsprachiges Kommentarwerk zum Koran, das im Rahmen der islamischen hermeneutischen Schule Methodenschritte anwendet, die in der historisch-kritischen Bibelwissenschaft Verwendung finden, sicherlich ein wichtiges Projekt. Es wird dabei zu beobachten bleiben, ob und inwieweit Khorchide in den folgenden Auslegungen einzelner Texte wirklich über den aktuellen Forschungsstand der meist in englischer, französischer, arabischer oder türkischer Sprache publizierenden „contextualists“ hinausgeht.

Der „methodische Atheismus“, den Khorchide als proprium der historisch-kritischen Methode zu Recht fordert, wird von ihm nämlich gleich wieder dadurch eingeschränkt, dass er die Textentstehungszeit des Koran a priori auf die Lebenszeit des Propheten festlegt. Als Argument gilt die zeitnah einsetzende handschriftliche Überlieferung des Textes (304). Was heißt zeitnah? Die ältesten erhaltenen Manuskripte setzen kaum eher als 50 Jahre nach dem Tode des Propheten ein. Wie steht es um den „methodischen Atheismus“, wenn a priori ausgeschlossen wird, dass es im ersten halben Jahrhundert nach dem Tode des Propheten zu Textfortschreibungen gekommen sein könnte? Was wird es für die Auslegung einzelner Korantexte bedeuten, dass Khorchide der historisch-kritischen Methode vorab diesen schmerzhaftesten, diachron schneidenden Zahn zieht?

Von einiger Bedeutung für Khorchide ist derweil die surenholistische Auslegung, wie sie im Bereich der Bibelexegese als Teil einer synchronen Analyse durchaus zur historisch-kritischen Methode gehört und von Angelika Neuwirth bereits in den 1990er Jahren in die Koranauslegung eingeführt wurde. Die Auslegung der koranischen Jesus-Texte, die 2017 von Khorchide und Klaus von Stosch gemeinsam vorgenommen wurde (s.o.), schmiegte sich bereits eng an diese Methode an, die vorwiegend auf der Textoberfläche von Suren(teilen) arbeitet. Historisch-kritisch ist vor allem eine Exegese zu nennen, in der sich synchrone und diachrone Methoden gegeneinander reiben und produktiv infrage stellen. Hier wäre es im Rahmen eines Methodenbands notwendig gewesen, dieses Verhältnis für das eigene Vorhaben zu erörtern. Leider geschieht dies nicht.

Unbenommen davon bleibt, dass ein wichtiges Werk entsteht, das neben klassischen islamischen Exegeten den aktuellen Forschungsstand internationaler muslimischer (und nicht-muslimischer) Koran-ausleger der modernen hermeneutischen Schulen in einem groß angelegten Themen-Kommentar und in deutscher Sprache anbieten wird. Möge es gelingen, denn eine solche Darstellung jahrhundertealter Gelehrsamkeit in ihrer Aktualisierung verdient nicht nur als historische Kulturleistung wahrgenommen zu werden, sondern muss im Sinne ihres Beitrags zur europäischen, deutschsprachigen Kultur betrachtet werden. Sie kann das Selbstverständnis des bildungsaffinen Teils der muslimischen Community in Deutschland prägen, aber auch Nicht-Muslime können das spezifische Potenzial koranischer Theologie und ihrer Auslegungen erkennen. Und das tut not in einer Zeit, in der nicht nur aus dem Spektrum der „neuen Rechten“ heraus dieser ressourcenorientierte Blick massiv verweigert und häufig leider auch angefeindet wird.

Frank van der Velden

Thomas Bauer

**Warum es kein islamisches Mittelalter gab
Das Erbe der Antike und der Orient**

München: C.H. Beck Verlag, 2018

175 Seiten m. farb. Abb.

22,95 €

ISBN 978-3-406-72730-6

Das kleine im C.H. Beck-Verlag erschienene Buch ist im Kontext der von Thomas Bauer bereits 2011 vorgelegten größeren Studie „Die Kultur der Ambiguität. Eine andere Geschichte des Islams“ (Insel Verlag) zu lesen. Anders als diese findet sich hier keine systematische Konstruktion einer Kulturtheorie, sondern eine eher episodenhafte um den Begriff des „islamischen Mittelalters“ kreisende Infragestellung unserer gewohnten Wahrnehmungen der Kulturen des Orients in den Jahrhunderten zwischen Spätantike und Moderne. Dies enthebt die Sache ihrer begrifflichen Schwere und stärkt die Lesefreude, zumal der Autor durchaus pointiert formulieren kann und viele gelungene Spitzen gegen unser eigenes kulturelles Selbstverständnis setzt. Wem das Freude macht, der sollte im Anschluss dessen zeitgleich erschienenen Band „Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt“ (Reclam Verlag) lesen.

In wie weit ist nun die in Betrachtung genommene Periode als „islamische“ Zeit zu bezeichnen? Die gesellschaftlichen Entwicklungen – von der Bäderkultur bis zur Urbanität und zur Kultur des Zusammenlebens mit Menschen anderer Herkunft und Religion – blieben unter den arabischen Herrschern bis ins 11. Jahrhundert weitgehend das, was sie unter den oströmischen und persisch-sassanidischen Herrschern gewesen waren. Ebenso blieb die multiethnische wie multi-religiöse scientific community in Medizin und Wissenschaften erhalten und dem Wissenschaftsbegriff der griechisch-römischen Spätantike verpflichtet – und nicht etwa religiös deduzierten „islamischen“ Regeln. In der englischsprachigen Forschung setzt sich daher mittlerweile der Begriff *islamicate societies* durch, um die Kontinuität spätantiker Kultur- und Gesellschaftspolitik



unter der Herrschaft von Muslimen zu bezeichnen, die durch wesentlich weniger Eingriff religiöser Ideen und Institutionen gekennzeichnet war als das zeitgleiche „christliche“ West- und Mitteleuropa. Da dort die spätantike Tradition zwischen dem 5. und 9. Jahrhundert abbricht, lässt sich fragen, so Bauer, ob beide Hemisphären in dieser Zeit überhaupt in der gleichen Epoche gelebt hätten. Diese These wird im zweiten Kapitel „Orient und Okzident im Vergleich: Von Analphabetismus bis Ziffern“ in 26 kurzen Skizzen lustvoll und gut lesbar ausgewalzt.

Aber Thomas Bauer wäre nicht er selbst, wenn es nicht in diesem Buch bald um das große Ganze ginge: die Dekonstruktion des „Mittelalter“-Begriffs (Kap. 3: „Auf der Suche nach dem ganzen Bild“). Nun übersteigt es sowohl den Rahmen dieser Rezension als auch das Fachwissen des Rezensenten, diese komplexe Diskussion für die allgemeinen Geschichtswissenschaften darzustellen, sehr wohl aber lassen sich ihre Auswirkungen auf die Islamwissenschaft an dieser Stelle beschreiben. Bauer übernimmt die von Almut Höfert (Kaisertum und Kalifat, Frankfurt 2015) aufgestellte und mittlerweile heiß diskutierte These, dass die Omayyaden- und Abbasidenkalifen bis zum 11. Jahrhundert nicht nur die spätantike Bildungs- und Gesellschaftskultur weiterlaufen ließen (s.o.), sondern bewusst deren Reichsideen und Herrscherbilder übernahmen. Mit dem von Höfert so bezeichneten „imperialen Monotheismus“ führten die Kalifen die Reichs- und Religionspolitik der spätantiken Reiche der persischen Sassaniden und der oströmischen Kaiser zu veränderten Bedingungen weiter. Der Islam und die Arabizität treten als unterscheidende *Propria* der neuen Herrschaft zur spätantiken Reichskultur hinzu, der Faktor „Kontinuität der Verhältnisse“ ist dabei aber wesentlich stärker ausgeprägt als der Faktor „radikaler Umsturz“. Im Hintergrund der These von Höfert steht eine mittlerweile gut etablierte Forschungsrichtung, die sich in den vergangenen Jahrzehnten leise von der Vision verabschiedet hat, die arabische Herrschaft als eine von tribalen Kriegereliten aus der Wüste inszenierte „islamisierende“ Gegenkultur zur spätantiken Völkergemeinschaft sehen zu wollen. Bauer zeigt hier gekonnt die Projektionslinien von Fremd- und Eigenbeschreibungen auf, die nicht nur in Europa, sondern auch im Orient diese ältere Sichtweise lange befördert haben.

Lässt sich bis hierhin die Zustimmung eines breiteren Stroms innerhalb der Fachwissenschaft erwarten, so dürfte der Streit um die von Bauer im Anschluss vorgetragene neue Periodisierung der Weltgeschichte entbrennen. Hier geht er auf die Arbeit von Garth Fowden (Before and After Muhammad. The First Millenium Refocused, Princeton 2014) zurück, die allerdings sehr kontrovers diskutiert wird. In groben Zügen geht es Fowden darum, den griechisch-römischen Mittelmeerraum, Mesopotamien und das persische Reich bis zum Hindukusch, die arabische Halbinsel sowie die nubischen und äthiopischen Kulturen Nordostafrikas unter eine gemeinsame Betrachtung zu stellen („the Eurasian hinge“). Ein wichtiger Beitrag von Fowden ist sicherlich, dass er dabei das sassanidische Perserreich als Teil der spätantiken Kulturen angemessen würdigt. Aus den bereits oben angeführten Gründen nimmt Fowden für den Eurasian hinge dann eine umstrittene Periodisierung vor, die zwischen dem 3. und dem 11. Jahrhundert in Kontinuität „spätantiker“ politischer und gesellschaftlicher Strukturen verläuft.

Bauer weist im Anschluss an Fowden darauf hin, dass in dieser Zeit lediglich West- und Mitteleuropa die spätantike Prägung ihrer Kultur verlieren. Das „Frühmittelalter“ sei daher eine europäische Besonderheit, der Begriff taue wenig für die Beschreibung des wesentlich bedeutenderen „Rests“ der Welt in diesen Jahrhunderten. Erst für das 11./12. Jahrhundert lasse sich mit dem Niedergang des fatimidischen Kalifats in Kairo und des omayyadischen Kalifats in Andalusien, mit der Einwanderung von Turk-Völkern nach Anatolien und der kulturellen Ostverschiebung „islamischer“ (i.S.v. islamicate) Kultur und Wissenschaft nach Persien, eine Entwicklung aufzeigen, die mit spätantiken Parametern nicht mehr zu vermessen sei. Die einsetzende neue Entwicklung stoppe aber nicht abrupt am Ende der Mamelukenzeit (1517), sondern werde in die spätere Osmanen-Herrschaft weitergetragen, so dass sich kein sauberer terminus post quem für den Einsatz einer „Neuzeit“ im 15. oder 16. Jahrhundert ergibt. So ließen sich aus der Geschichte der islamicate societies Argumente für die Diskussion um den europäischen Mittelalter-Begriff beitragen, dessen hintere Epochengrenze in Abgrenzung zur Renaissance und frühen Neuzeit in der westlichen Geschichtswissenschaft zunehmend kritisch gesehen werde.

Diese beiden streitbaren Thesen von Bauer – die Verlängerung der Spätantike bis zum 11. Jahrhundert und in der Folge die komplette Erledigung des Mittelalter-Begriffes – werden mit Sicherheit wieder eine lustvolle fachliche Auseinandersetzung auslösen. Allein deswegen schon lohnt sich die Lektüre des gut lesbaren Buches, um für die zu erwartende Fachdiskussion gewappnet zu sein.

Frank van der Velden

Frank Griffel

Den Islam denken

Versuch, eine Religion zu verstehen

Was bedeutet das alles?

Stuttgart: Reclam Verlag. 2018

102 Seiten

6,00 €

ISBN 978-3-15-019548-2

Frank Griffel, Professor an der Yale Universität in New Haven und international anerkannter Islam-Experte, legt in der Reclam-Reihe „Was bedeutet das alles?“ eine prägnante Annäherung an den Islam vor. Auf knapp hundert Seiten, die sich in sechs Kapitel gliedern, wägt er zahlreiche Fragen ab, die nicht nur etwas über den Islam verraten, sondern auch über das westliche Denken über den Islam.

Bereits das einleitende Kapitel, das mit der Erinnerung an Tolstois postum erschienene Erzählung Hadschi Murat beginnt, führt deutlich vor Augen, dass, wollte man diese Erzählung heute schreiben, sie vielleicht „Osama bin Laden“ oder „Abu Bakr al-Baghdadi“ heißen müsste. Doch wie würde man dann auf eine solche Erzählung reagieren, in der ein Fanatiker die eigene Sicht seines Lebens präsentiert? Griffel zeigt, dass Tolstois Novelle, die Episoden aus dem Leben eines wankelmütigen Kämpfers der Tschetschenen nacherzählt, durch eine Ehrlichkeit besticht, die unser eigenes Engagement mit dem islamischen Dschihadismus unserer Tage vermissen lässt. „Dadurch, dass Tolstoi die Gewalt beider Seiten in fast gleicher Quantität und Qualität schildert, wird deutlich, dass die eine Gewalt um der anderen willen existiert.“ (12) Ausgehend von diesen Bezügen auf Tolstois letzte Erzählung fragt Griffel, was das überhaupt ist: „Islam“? Er fragt nach dem Verhältnis zur Moderne, nach den Konflikten zwischen Glauben und Wissen und den Ausprägungen islamischer Kultur und Philosophie. Griffel warnt davor, den Islam immer nur im Vergleich mit „uns“ wahrnehmen und verstehen zu wollen und dabei bloß auszuloten, ob es dort nun besser, schlechter, ähnlich oder anders sei. „Ich sehe“, so Griffel, „hinter dem Bedürfnis, den Islam vergleichend wahrzunehmen, eine arrogante Denkweise, die letztlich immer noch kolonialistischen Idealen verpflichtet ist.“ (92)



Zu Beginn eines jeden Kapitels hält Griffel kurz Rückschau, bezieht seine Überlegungen dann aber differenziert auf Situationen der Gegenwart. Seine Ausführungen sind ein fundierter Einstieg in die facettenreiche Thematik der Islamwissenschaft. Ausgewogen und verständlich werden schwierige Zusammenhänge interessant erschlossen und erklärt. Das kleine Reclam-Heft liest sich spannend und flüssig. Es lädt zum Nach- und Weiterdenken ein und eignet sich zur persönlichen Lektüre und zum Austausch in Gruppen.

Sr. Raphaela Brüggenthies OSB

Sibylle Lewitscharoff / Najem Wali

Abraham trifft Ibrahim

Streifzüge durch Bibel und Koran

Die von Najem Wali verfassten Kapitel wurden von Christine Battermann aus dem Arabischen übersetzt

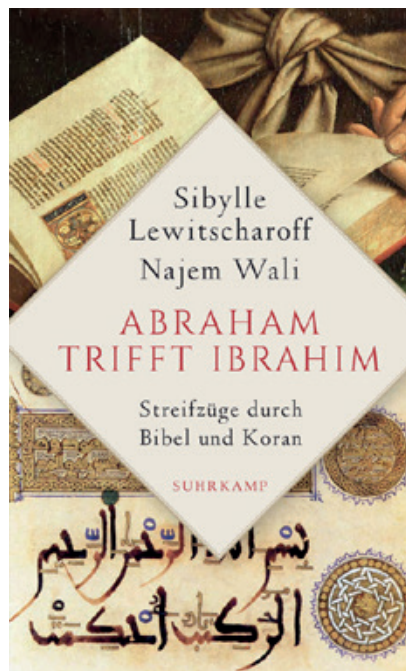
Berlin: Suhrkamp Verlag 2018

311 Seiten

24,00 Euro

ISBN 978-3-518-42791-0

Das Buch „Abraham trifft Ibrahim“ ist ein gemeinschaftliches Werk zweier literarischer Schwergewichte, der Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff und des Autors Najem Wali. Beide haben in je eigener Weise mit ihren Werken Akzente gesetzt: Sibylle Lewitscharoff mit ihren Sprachbildern und -neuschöpfungen, Najem Wali mit seiner Gesellschafts- und Religionskritik. Der Ausgangspunkt war Walis religionsverbindende Idee, ein Buch zu schreiben über Personen, die sowohl in der Bibel als auch im Koran vorkommen und die die Identität von Judentum, Christentum und Islam geprägt haben. Diese Gemeinsamkeiten möchte er als Brücke und als friedensgenerierende Kraft zwischen den Religionen und Gesellschaften fruchtbar machen. Weiterhin hat er das Interesse, die Menschen zu informieren, was wirklich im Koran und in der Bibel steht, denn viele Menschen sind seiner Ansicht nach zwar gläubig, aber kennen nicht mehr die originalen Texte. Stattdessen sind sie überlagert von Legenden, Märchen und Erzählungen, die die oft kargen koranischen oder biblischen Texte spekulativ erweitern, dabei aber immer wieder die Intentionen des Originals verfehlen und eigene Bedeutungen aufbauen, die die ursprüngliche humanitäre Kraft verfehlen und vergessen. Das Schlimme ist, so Wali, dass sich die Legenden, Märchen und Erzählungen als unhinterfragbare Traditionen in den gegenwärtigen Religionen festgesetzt haben und oft als das wahre Glaubensgut angenommen werden. Wali als bekennender Atheist möchte nun die gelebten Religionen, vor allem den gegenwärtigen Islam, vom Ballast dieser Traditionen befreien und dagegen die humanitäre Kraft des Originals stellen, wie sie in den Erzählungen der Bibel und des Korans zu finden sind.



Najem Wali konnte Sibylle Lewitscharoff als Mitautorin gewinnen, die arbeitsteilig die jeweilige biblische Person untersucht, während Wali das koranische Pendant beschreibt. Auch für Lewitscharoff ist der aufklärerische Impetus wichtig, denn für sie sind „[e]tliche moderne Leser ... halbblinde Textflieger“ (280). Dabei ist ihr Ansatz aber bescheidener als der von Najem Wali. Ihr Interesse ist auch ein literarisches, von daher möchte sie ihre Interpretationen „mit kleinen Geschichten ... umzirkeln“ (11f). Zugleich verweist sie darauf, dass weder sie noch Wali Theologen sind, so dass durchaus „Ungereimtheiten“ (12) auftreten könnten.

Die beiden Autoren haben nun neun biblische Personen und ihre Entsprechungen im Koran untersucht. Das Spannende an dem Buch sind die verschiedenen Zugangsweisen: Najem Wali geht oft philologisch an die koranischen Texte heran und erschließt dabei die jeweiligen Personen und ihre Kontexte, bettet sie dann in die (vergleichende) Religionsgeschichte ein und erklärt ihre Umdeutung in den neben dem Koran entstehenden Traditionen. Sybille Lewitscharoff dagegen webt die biblischen Personen in die europäische und zum Teil nordamerikanische Kultur- und Geistesgeschichte ein und zeigt auf, welche Wirkung sie dort hatten und haben. Dabei ist der Übergang zur eigenen literarischen Produktion anhand von Roman- und Erzählelementen fließend.

Der Hinweis von Sybille Lewitscharoff, dass das Buch ein Werk von Schriftstellern und nicht von Theologen ist, sollte bei der Lektüre immer wieder beachtet werden. So sind Najem Walis Analysen scharfsinnig und in einem guten Sinne kritisch, sie verlieren aber manchmal, vor allem in seiner Urteilsfindung, aus dem Auge, dass gerade gegenwärtig die theologische Diskussion im Islam komplexer ist, als er sie wahrnimmt. Von daher kann er seine hohen Ansprüche, die er formuliert hat, nur bedingt einlösen. Sybille Lewitscharoffs Herangehensweise an die biblischen Personen anhand ihrer eigenen Sprachbilder und ihrer ungeheuren Assoziationsfülle verstellt manchmal den Blick auf die Sache. Ebenfalls unterlaufen ihr handwerkliche Fehler (vor allem in dem Kapitel über König Salomo), die ihr als Religionswissenschaftlerin nicht hätten passieren dürfen.

Als Fazit ist festzuhalten: „Abraham trifft Ibrahim“ ist ein sehr anregendes Buch, das viele Anknüpfungsmöglichkeiten enthält, sich weiter mit den behandelten biblischen und koranischen Personen und den darum kreisenden Gedanken und Einfällen von Najem Wali und Sibylle Lewitscharoff zu beschäftigen. Die Sprache der beiden Autoren ist von hoher ästhetischer Qualität und intellektuell herausfordernd. Die Grenzen des Buches sind schon benannt, vor allem in theologischer Hinsicht. Das Buch ist bestimmt ein Anstoß, wieder einen Blick in die Bibel und den Koran zu werfen – und das ist in der Gegenwart schon eine große Leistung. Wer sich dann noch dazu „verführen“ lässt, tiefer zu graben, der sei auf die gegenwärtige Fülle von vergleichenden Fachpublikationen zu biblischen Personen und ihren Pendanten im Koran verwiesen.

Detlef Schneider-Stengel

Impressum

Autorinnen und Autoren

Bauer, Manfred Januarius / Königstein

Belz, Dr. Martin / Wiesbaden

Beuers, Dr. Christoph / Rüdesheim

Boomgaarden, Prof. Dr. Jürgen / Koblenz

Breunig, Judith / Limburg

Brüggenthies OSB, Sr. Raphaela / Eibingen

Drescher, Dr. Johannes / Offenbach

Franz, Dr. Thomas / Würzburg

Fresacher, Prof. Dr. Bernhard / Mainz

Fuchs, Dr. Gotthard / Wiesbaden

Giercke-Ungermann, Dr. Annett / Aachen

Heidrich, Dr. Christian / Nußloch

Helmer, Dr. Matthias / Fulda

Jentzmik, Dr. Peter / Limburg

Kaldewey, Rüdiger / Saarbrücken

Körlings, Heribert / Herzogenrath

Kremer, Dr. Markus / Wiesbaden

Kroth, Prof. Dr. Jürgen / Vallendar

Lechtenböhmer, Silke / Limburg

Lindner, Sebastian / Frankfurt

Löbber, Dr. Heribert / Glashütten

Matena, Dr. Andreas / Augsburg

Menges, Thomas / Limburg

Müller, Dr. Hans-Jürgen / Frankfurt

Mutschler, Prof. Dr. Hans-Dieter / Zürich

Nagel, Günter / Giesen

Neuhaus, Prof. Dr. Gerd / Essen

Paprotny, Dr. Thorsten / Hannover

Preuß, Dr. Dr. Dirk / Frankfurt

Proft, Prof. Dr. Ingo / Vallendar

Ring, Jochen / Bonn

Schmiedl ISch, Prof. Dr. Joachim / Vallendar

Schmiz, Dr. Gustav / Eppstein

Schneider-Stengel, Dr. Detlef / Recklinghausen

Schüller, Dr. Alexander / Aachen

Schumacher, Prof. Dr. Ursula / Karlsruhe

Schwindt, Prof. Dr. Rainer / Koblenz

Tüpper-Fotiadis, Rita Anna / Sankt Augustin

Valentin, Prof. Dr. Joachim / Frankfurt

van der Velden, Dr. Frank / Limburg

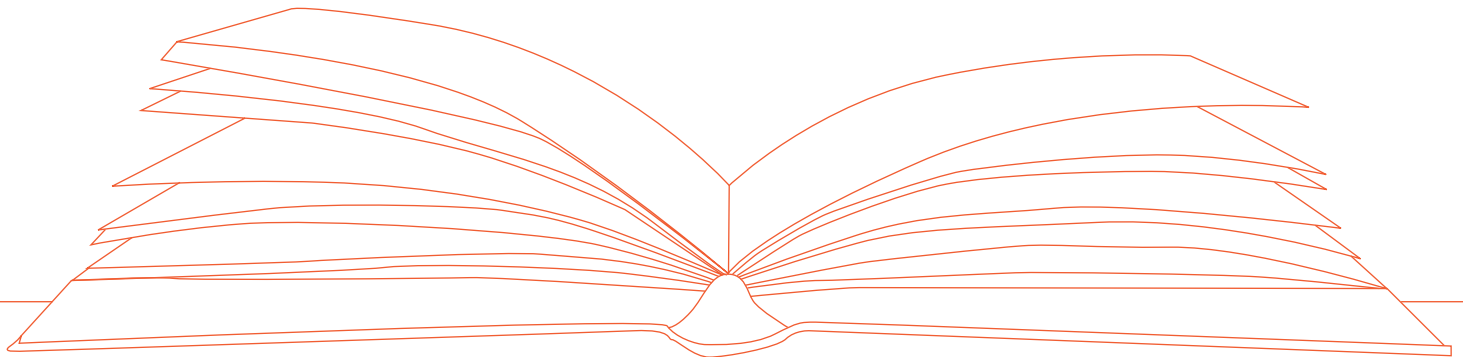
Voigt, Dr. Albrecht / Dresden

von Heereman, Prof. Dr. Franziskus / Vallendar

Vörckel, Dr. Karl / Grünberg

Wagner, Clemens Hermann / Freiburg

Wenzel, Frank / Maintal



EULENFISCH Literatur 1/2019

Herausgeber

Andreas von Erdmann

Chefredakteur

Schulamtsdirektor i.K. Martin W. Ramb

Redaktion

Thomas Menges

Korrektorat

Alexandra Reißmann

Verlagsassistenz

Yvonne Wecker

Verlag

Verlag des Bischöflichen Ordinariats Limburg
Roßmarkt 12, 65549 Limburg
verlag@bistumlimburg.de

Grafik Design und Fotos

Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de

Redaktionsanschrift

Bischöfliches Ordinariat Limburg
Dezernat Schule und Bildung
Roßmarkt 12, 65549 Limburg
Fon 06431-295-424, Fax 06431-295-237
E-Mail eulenfisch@bistumlimburg.de

ISBN

978-3-944142-36-4

ISSN

2199-7020

Ausgabe 21 (1_2019) 12. Jahrgang
Eulenfisch Literatur erscheint halbjährlich als PDF

© Verlag des Bischöflichen Ordinariats,
Limburg/Lahn 2019



Zu lesen unter

literatur.eulenfisch.de

Bistum Limburg 

ISBN 978-3-944142-36-4